

„Familie schaffen wir nur gemeinsam“
**„Familienkompetenzen stärken
– Herausforderungen und hilfreiche Wege“**

*Dokumentation der LVkE-Fachtagung
vom 18./19.06.2013 in München, Kardinal-Wendel-Haus*

„Das Erscheinungsbild von Familien ist vielfältiger und bunter geworden. Neue Familienformen entstehen und es kommt zu Verschiebungen in der quantitativen Verbreitung einzelner Familienformen; so gibt es immer mehr allein Erziehende und die Zahl der nicht ehelichen Geburten hat sich seit Anfang der 90er Jahre verdoppelt.

Wie so oft birgt die zunehmende Komplexität und Heterogenität viele Chancen, sie ist aber auch mit Risiken verbunden. Es kommt zu spezifischen Herausforderungen für einzelne Familienmitglieder, aber auch für die jugendhilfepolitischen Gestaltungsleistungen.

Im Allgemeinen fühlen sich die meisten Kinder in ihren Familien wohl, unabhängig von der Familienform in der sie leben. Als belastend werden Brüche und Übergänge zwischen verschiedenen Familienformen erlebt. Diese Wechsel bedeuten oft:

- Veränderung der Beziehungen
- Veränderung der wirtschaftlichen Lage
- Wohnort- und Schulwechsel
- Veränderung der Erwerbssituation

(vgl. „Familie ist nicht gleich Familie: Für eine bedarfsgerechte Politik, die verschiedene Familienformen berücksichtigt“ – Diskussionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ), Berlin, November 2012)

In dem Symposium soll auf diese Inhalte eingegangen werden, wobei der Schwerpunkt auf den Kompetenzen der Paare, der Familien und der Jugendhilfeeinrichtungen liegen soll. Für die Vertiefung dieser Themen konnten wir namhafte und äußerst kompetente Referenten gewinnen. Dies gilt auch für den sozialpolitischen Ausblick. Für die Podiumsdiskussion haben inzwischen fast alle angefragten Sozialpolitiker zugesagt.“

Mit diesem Text lud der stellvertretende Vorsitzende des Landesverbands kath. Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen in Bayern e.V. (LVkE), Herr Herbert Fröhlich zur Fachtagung „Familienkompetenzen stärken – Herausforderungen und hilfreiche Wege“ ein.

Ausgangspunkt der Fachtagung war die Kampagne 2013 des Deutschen Caritasverbandes unter dem unter dem Motto: „Familie schaffen wir nur gemeinsam“ (www.caritas.de/magazin/kampagne/familie/startseite/familie). Unter Klartext werden auf der Homepage Positionen dargestellt.

Familien brauchen mehr Unterstützung, u.a.:

- Attraktives Umfeld für Familien schaffen
- Arme Familien finanziell besser absichern
- Familien in belasteten Lebenslagen helfen
- Recht auf Hilfen für kranke Eltern einführen
- Alleinerziehende besser unterstützen und absichern.

Ein weiterer Ausgangspunkt war das Thema Familie im Kontext der Hilfen zur Erziehung, was sich in einigen Punkten mit den obigen Caritas-Positionen deckt. Hilfe zur Erziehung wird laut § 27 SG VIII einem Personen-Sorgeberechtigten gewährt, „wenn eine dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist.“ HzE ist also immer familienorientiert. Dies zeigt sich besonders in § 28 Erziehungsberatung, § 31 Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH „soll Familien in ihren Erziehungsaufgaben, bei der Bewältigung von Alltagsproblemen, der Lösung von Konflikten Unterstützen und Hilfe zur Selbsthilfe geben.“), § 32 Erziehung in einer Tagesgruppe („HzE in einer Tagesgruppe soll die Entwicklung des Kindes oder des Jugendlichen durch soziales Lernen in der Gruppe Und Elternarbeit unterstützen.“) und § 34 Heimerziehung, sonstige betreute Wohnformen (HzE als Heimerziehung „soll Kinder und Jugendliche ... fördern. ... sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie 1. Eine Rückkehr in die Familie zu erreichen versuchen“ und wenn das nicht möglich ist andere Optionen eröffnen.)

Hilfen zur Erziehung sind immer auch familienorientierte Hilfen. Der LVkE weiß sich dem Thema Familienkompetenzen verpflichtet und hat daher der Familienarbeit einen großen Stellenwert in den Fortbildungsangeboten eingeräumt. Das Thema: „Systematische Elternarbeit“ wurde mehrfach als Weiterbildung angeboten.

Konkret wurde die Fachtagung „Familienkompetenzen stärken – Herausforderungen und hilfreiche Wege“ von Herrn Prof. Dr. Schneewind und Frau Prof. Dr. Wunderer unter der Leitung von Herrn Fröhlich mit der LVkE-Geschäftsstelle erarbeitet. Den Teilnehmer/-innen an der Vorbereitungsgruppe sei herzlich gedankt. Herr Fröhlich, Herr Prof. Schneewind und Frau Prof. Wunderer legten Wert darauf, dass die Familiensituation generell im Fokus war, wie sich u.a. im Vortrag von Prof. Dr. Hans Bertram zeigte: „Zeit, Geld, Infrastruktur – Zur Zukunft der Familien-Politik“ zeigte. Es wurde über Paarbeziehungskompetenzen als ein wichtiger Teil des Elternseins gesprochen. Das Thema „Training von Elternkompetenzen“ und die „Klärung und Beilegung von Konflikten in Familien“ waren wie „Programme und Übungen zur Stärkung von Paarbeziehungskompetenzen“ Themen der Workshops. Die Fragen der Kompetenzanforderungen an Familienberatung wurden in den Referaten von Frau Helming und Prof. Dr. Borg-Laufs bearbeitet.

Wichtig war der LVkE-Geschäftsstelle auch, dass Studentinnen und Studenten der KSFH Benediktbeuern und der Hochschule Landshut teilnahmen.

Der besondere Dank gilt allen, die an der Podiumsdiskussion zum Thema „Förderung der Familien, Unterstützung von Familien in schwierigen Lebenslagen und dem Stellenwert der Kinder- und Jugendhilfe, insbesondere auch die Stellung der Arbeit der freien Träger in der Kinder- und Jugendhilfe (Subsidiarität)“ teilnahmen.

Unter der Moderation von Herbert Fröhlich waren dies neben den Referenten die Landtagsabgeordneten: Julika Sandt (FDP), Diana Stachowitz (SPD) und Joachim Unterländer (CSU).

Die Herausgeberin

Inhalt:

Prof. Dr. Hans Bertram, HU Berlin:

Zukunft mit Kindern S. 3

Prof. Dr. Klaus Schneewind, LMU München:

Die gefährdete Spezies Familie – Gifte und Gegenmittel aus familienpsychologischer Sicht S. 6

Prof. Dr. Eva Wunderer, Hochschule Landshut:

Liebe – ein Leben lang? Paarbeziehungskompetenzen im Überblick S. 11

Elisabeth Helming, DJI München

... also ganz helfen können sie dir auch nicht aus dem Problem, aber man kann darüber reden und schau'n, wie man das alles machen kann – Kompetenzanforderungen in Familienberatung S. 16

Prof. Dr. Michel Borg-Laufs, Hochschule Niederrhein, Mönchengladbach

Die Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse in der Familie S. 28

Workshops:

1. **Freiheit in Grenzen:** mit Prof. Dr. Klaus Schneewind
Autorin: Melanie Kufner S. 34

2. **Liebe – ein Leben lang:** Eva Rittel & Prof. Dr. Eva Wunderer S. 36

3. **Klärung und Beilegung von Konflikten in Familien“:** Prof. Dr. Leo Montada S. 39

Programm der LVkE-Fachtagung „Familienkompetenzen stärken – Herausforderungen und hilfreiche Wege S. 39

Zukunft mit Kindern¹

Hans Bertram, Berlin

Die Diskussionen um das Ehegattensplitting in den letzten Wochen haben die Familienpolitik wieder in das Zentrum der öffentlichen Debatte gebracht. Viele dieser Diskussionen leiden darunter, dass sie sich auf die Wirkung solcher Maßnahmen auf die Ehepartner konzentrieren, während die Kinder dabei praktisch keine Rolle spielen. Eine Familienpolitik, die am Wohl des Kindes orientiert ist, wird jedoch nicht allein die ökonomische Situation von Familien zu berücksichtigen haben, sondern sicherstellen müssen, dass die Kinder in einer Lebensumwelt aufwachsen, die auch Rücksicht auf die spezifischen Bedürfnisse und Entwicklungsperspektiven der Kinder nimmt. Eine solche Politik wird auch bedenken müssen, wie die Eltern, die beide beruflich eingebunden sind, auch neben ihrer Arbeit hinreichend Zeit haben, um die Entwicklung ihrer Kinder positiv zu

beeinflussen.

Eine Familienpolitik, die das Wohlbefinden des Kindes zum Maßstab setzen will, muss daher ihre finanziellen Möglichkeiten zugleich auf die Sicherung der materiellen Existenzbedingungen der Kinder ausrichten, die Infrastruktur für Kinder in Nachbarschaft und Gemeinde so entwickeln, dass sich die Kinder hier angemessen entfalten und entwickeln können, und sie wird muss auch Zeitkonzepte zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf entwickeln, die den kindlichen Entwicklungsbedürfnissen entsprechen.

In den meisten europäischen Ländern sind gerade Kinder „armutsgefährdet“: Europaweit liegt die relative Armut von Kindern nach der EU-Definition (60 Prozent des Pro-Kopf-Medianeinkommens) ohne staatliche Transferleistungen zwischen 30 und 40 Prozent, in Schweden, Frankreich, Deutschland und Großbritannien ebenso wie in Italien und Spanien. Der entscheidende Unterschied zwischen den einzelnen Ländern liegt darin, wie zielgenau und effektiv die staatlichen Leistungen an Familien gegeben werden, um das Armutsrisiko zu mindern. In Schweden wird das Armutsrisiko durch staatliche Transferleistungen auf 8 bis 9 Prozent reduziert und in

¹ Herr Prof. Dr. Bertram erlaubt die Veröffentlichung des Artikels, in dem die Kernaussagen seines Vortrags zusammengefasst sind. Der Artikel wurde veröffentlicht in: Zeitschrift des Berufsverbandes der Kinder- und Jugendärzte e.V. **Kinder- und Jugendarzt**, Heft 06/13, S. 311-314

² Vgl. Wunderer, Eva & Schneewind, Klaus A. (2008).

Deutschland auf 14 bis 15 Prozent. Dieses relativ hohe Armutsrisiko, das die staatliche Transferleistungen vermindern, hängt damit zusammen, dass in ganz Europa junge Familien in der Regel über ein sehr geringes Einkommen verfügen, so dass meist zwei Einkommen erforderlich sind, um mit einem Kind über die Armutsschwelle hinaus zu kommen. Die Frage, was andere Länder effektiver machen, um die Kinderarmut zu reduzieren, ist so zu beantworten, dass in diesen Ländern viel stärker als bei uns die finanziellen Leistungen für Familien und Kinder auf die Kinder selbst konzentriert und gleichzeitig die zeitlichen Bedürfnisse von Kindern, vor allem wenn sie sehr klein sind, berücksichtigt werden. Das einkommensabhängige Elterngeld, das wesentlich dem finnischen Modell folgt, ist ein Beispiel für eine Maßnahme, die wir von anderen Ländern übernommen haben. Wir werden aber die Armutsrisiken von Kindern erst dann so stark senken können wie Finnland, Dänemark oder Schweden, wenn sich auch die weiteren finanziellen Leistungen für Familien und Kinder an den Bedürfnissen der Kinder orientieren, etwa über eine Kindergrundsicherung oder ein Familien-Splitting oder auch andere Konzepte. Bei der Weiterentwicklung der Familienpolitik geht es nicht darum, in diesem Bereich mehr Geld einzusetzen, sondern vielmehr darum, von anderen Ländern zu lernen und den Mittlereinsatz direkt an den Bedürfnissen der Kinder auszurichten.

Der Ausbau der Betreuungsplätze für die unter dreijährigen Kinder ist in den letzten Jahren zwar nicht so zügig verlaufen wie geplant, doch haben die Städte, die Länder und der Bund im europäischen Vergleich hier in sehr kurzer Zeit eine beachtliche Infrastruktur für Kinder aufgebaut, die vor zehn Jahren noch niemand erwartet hätte. Auch in Westdeutschland bieten inzwischen manche Kommunen für mehr als ein Drittel aller unter Dreijährigen Betreuungsplätze an. Auch ist davon auszugehen, dass etwa Hamburg und weitere Bundesländer die selbst gesetzten Ziele, für ein Drittel der Kinder Plätze anzubieten, vermutlich in den nächsten zwei bis drei Jahren erreichen.

Trotz dieser Erfolge und der großen Anstrengungen insbesondere der Städte stellt sich aber die Frage, ob die Konzentration auf den Ausbau der Betreuungsinfrastruktur für Kinder unter drei Jahren eine hinreichende Antwort an die Herausforderungen für Kinder und Eltern in der modernen Gesellschaft darstellt. Dabei geht es nicht nur darum, dass die Entwicklung der Schule zu einem

Ganztagsschulangebot mindestens ebensolche Anstrengungen erfordert wie für die unter Dreijährigen. Vielmehr fehlt uns gegenwärtig eine Debatte über die pädagogischen Ziele des Ausbaus im Zusammenhang mit der Gefahr, dass die Kinder zunehmend in einem speziellen Kontext für Kinder aufwachsen und sie damit aus der Welt der Erwachsenen mehr oder minder herausgenommen sind und sich dadurch ihre Möglichkeiten verringern, sich selbstständig in die Welt der Erwachsenen zu integrieren. Die öffentlichen Debatten um den Ausbau sind im wesentlichen auf die Förderung der kognitiven Leistungsfähigkeit aller Kinder und die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf konzentriert. Aus der Sicht der Kinder selbst könnte es aber sein, dass für ihre Entwicklung in der zunehmend vielfältigen Gesellschaft mit Kindern aus unterschiedlichen Kulturen nicht allein die Förderung der intellektuellen Leistungsfähigkeit im Vordergrund steht, sondern die Integration der Kinder verschiedener Kulturen in die Gesellschaft. Solche sozialen Aspekte setzen aber eine andere Vorstellung von den kindlichen Entwicklungsbedürfnissen voraus als die jetzt dominante Perspektive der Optimierung der intellektuellen Kompetenzen. Kinderkrippe, Kindergarten und Schule als Orte der gesellschaftlichen Integration haben nach innen die Aufgabe, die soziale Kompetenz als Fähigkeit von Kindern zu fördern, mit anderen Kindern aus verschiedenen Kulturen umzugehen. Nach außen müssen sie sich der Frage stellen, wie sie die ihnen anvertrauten Kinder mit ihrer Lebensumwelt so vertraut machen, dass die Kinder ihre Umwelt außerhalb der Institutionen auch verstehen und sich in ihnen zurechtfinden.

Wir wissen, dass sich Kinder in ihrer Entwicklung kaum normieren lassen, weil die einzelnen Entwicklungsverläufe von Kindern das Ergebnis unterschiedlicher Potenziale und Möglichkeiten des Kindes und der Anregung durch die Umwelt sind. Eltern wissen dies aus ihrer alltäglichen Erfahrung im Umgang mit den eigenen Kindern, und Kinderärzte sehen dies in ihrer alltäglichen Praxis. Diese unterschiedlichen Entwicklungsperspektiven von Kindern bedeuten auch, dass Eltern höchst unterschiedlich mit den Bedürfnissen ihrer Kinder umgehen müssen. Entsprechend haben sie auch unterschiedliche zeitliche Verpflichtungen gegenüber ihren Kindern je nach Alter und individueller Lage, weil nur durch solche unterschiedlichen Reaktionen eine optimale Förderung der kindlichen individuellen Entwicklung möglich ist.

Deswegen ist die Zeit für Kinder ein ganz zentrales Element in jeder Form von Familienpolitik. Hier kann die Familienpolitik allerdings nur begrenzt wirksam werden, weil sie letztlich nur rechtlichen Rahmenbedingungen schaffen kann, die im Alltag von den Eltern mit ihren Betrieben dann im einzelnen auszuhandeln sind.

Hier ist in der öffentlichen Debatte gegenwärtig eine fatale Entwicklung zu beobachten. Durch die Schaffung des einkommensabhängigen Elterngeldes und den zunehmenden Ausbau der Betreuungsangebote für die unter dreijährigen Kinder scheint sich eine normative Vorstellung zu entwickeln, dass alle Mütter und Väter nach dem Ende des einkommensabhängigen Elterngeldes wieder möglichst vollzeitnah arbeiten, weil die entsprechende Betreuungsinfrastruktur ja hierfür ausgebaut wurde. Besonders beliebt sind hier ökonomische Musterrechnungen zu dem Gewinn einer Gesellschaft, wenn sich möglichst alle Mütter und Väter an diese normativen Vorstellungen halten. Glücklicherweise tun dies die meisten Mütter und Väter aber nicht, sondern reagieren im Umgang mit ihren Kindern und ihren zeitlichen Vorstellungen hinsichtlich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf viel stärker in Bezug auf die Bedürfnisse ihrer Kinder als die aktuelle öffentliche Debatte.

In diesem Zusammenhang ist es auch interessant darauf hinzuweisen, dass im PISA-Musterland Finnland trotz bestehender Infrastruktur nur etwa 25 Prozent der unter Dreijährigen in einer Krippe betreut werden. Offensichtlich beeinflussen auch andere kulturelle Muster und Lebensentwürfe solche Entscheidungen. In diesem Kontext brauchen wir in Deutschland eine Debatte, wie sich eigentlich die unterschiedlichen Entwicklungsbedürfnisse von Kindern, die individuellen Lebensvorstellungen von Müttern und Vätern und die beruflichen Möglichkeiten so aufeinander beziehen lassen, dass weder die zeitlichen Bedürfnisse der Kinder noch die angemessene Teilhabe von Müttern und Vätern an der beruflichen Entwicklung auf der Strecke bleiben. Das ist auch deswegen eine besondere Herausforderung, weil in dem Alter, in dem Mütter heute ihre Kinder bekommen (30 bis 35 Jahre), auch die entscheidenden beruflichen Weichenstellungen für Karrieren vollzogen werden.

Gegenwärtig neigen wir in der Debatte dazu davon auszugehen, dieses Problem dadurch zu lösen, dass durch eine gute Betreuungsinfrastruktur die Teilhabe der Mütter und Väter an der beruflichen

Entwicklung hinreichend gesichert werden kann. Diese Annahme ist aber empirisch falsch, wie die meisten europäischen Länder zeigen, weil diejenigen, die sich für die Fürsorge für Kinder entscheiden, dafür in fast allen europäischen Ländern berufliche Nachteile in Kauf nehmen müssen. Wir brauchen ganz dringend eine Debatte darüber, ob denn die Berufswelt wirklich so organisiert sein muss, dass entscheidende Weichenstellungen nur zwischen dem 30. und 35. Lebensjahr sinnvoll sind. Wir brauchen eine Kultur des Wiedereinstiegs, der zweiten Chance und der Möglichkeit, auch noch mit 40 Jahren ein Studium aufzunehmen, um dann möglicherweise weitere 25 Jahre bis zum 70. Lebensjahr qualifiziert arbeiten zu können. Solange wir keine Diskussion über die Neuorganisation der Berufswelt und der Berufsverläufe führen, werden Eltern, und hier vor allem die qualifizierten, immer benachteiligt sein, weil die Fürsorge für ihre Kinder ihnen die Möglichkeit nimmt, sich gerade in der Lebensphase voll dem Beruf zu widmen, in der die entscheidenden Weichen gestellt werden.

Interessanterweise wird eine solche Debatte gerade nicht geführt, obwohl es angesichts der zunehmenden Lebenserwartungen vermutlich auch unter einer berufs-biografischen Perspektive viel plausibler ist, Lebensläufe und Lebensplanungen zu ermöglichen, die in verschiedenen Lebensphasen unterschiedliche Aufgaben in einem geordneten Nacheinander ermöglichen, ohne dafür gravierende Nachteile in Kauf nehmen zu müssen.

Eine Familienpolitik, die sich am Wohlbefinden von Kindern orientiert, wird also die finanziellen Leistungen für Kinder an den materiellen Existenzbedingung des Kindes und nicht der Eltern orientieren, sie wird den Ausbau der Betreuungsinfrastruktur fördern, aber sich intensiv mit der Frage auseinandersetzen, wie Integration und Teilhabe von Kindern in diese Gesellschaft und an dieser Gesellschaft möglich sind, und sie wird ihre Zeitpolitik darauf ausrichten, dass die verschiedenen Bedürfnisse der Fürsorge für Kinder durch eine Vielfalt unterschiedlicher Berufsverläufe in der Gesellschaft möglich werden und zugleich auch gesellschaftlich akzeptiert werden.

Autor

Prof. Dr. Hans Bertram

Humboldt-Universität zu Berlin

www.social-science.hu-berlin.de/lehrbereiche/mikrosoziologie/profbertram/bertraminfo/bertraminfo

„Die gefährdete Spezies Familie“: Gifte und Gegenmittel aus familienpsychologischer Sicht

Klaus A. Schneewind, München/Berlin

1. Einführung

Beginnen wir mit einem Zitat, das von einem Autor aus Griechenland stammt und sich zum Thema „Elternschaft“ in drastischer Weise äußert: „In der Zeit, in der wir leben, ist in ganz Griechenland die Zahl der Kinder [...] zurückgegangen, [...] weil die Menschen der Großmannssucht, der Habgier und dem Leichtsinne verfallen sind, weder mehr heiraten noch, wenn sie es tun, die Kinder, die ihnen geboren werden, großziehen wollen, sondern meist nur ein oder zwei, damit sie im Luxus aufwachsen und ungeteilt den Reichtum ihrer Eltern erben, nur deshalb hat das Übel schnell und unvermerkt um sich gegriffen.“ (zitiert nach Felderer, 1983, S. 128). In der Tat scheint dieses Zitat – zumindest, was die niedrige Geburtenrate anbelangt – auf das gegenwärtige Griechenland zuzutreffen, in dem sich die zusammengefasste Geburtenziffer (auch Gesamtfertilität genannt), womit die Kinderzahl pro Frau im Alter von 15-49 Jahren gemeint ist, auf einen Wert von 1,35 beziffert. Oder wenn man es etwas humaner ausdrücken will: 100 Frauen der genannten Altersgruppe bringen 135 Kinder zur Welt. Zur langfristigen Bestandsicherung der Bevölkerung wäre ohne Zuwanderung eine Gesamtfertilität von 210 Kindern pro 100 Frauen erforderlich. Allerdings standen derartige demographische Kennwerte dem Autor des Zitats nicht zur Verfügung. Bei dem Autor handelt es sich nämlich um Polybios, einen griechischen Geschichtsschreiber, der im zweiten Jahrhundert vor Christus lebte.

In Deutschland lag nach den Daten des Statistischen Bundesamts die Gesamtfertilität für das Jahr 2009 bei 137 Kindern pro 100 Frauen – also bei einem Wert, der sich nicht wesentlich von dem aktuellen Wert in Griechenland unterscheidet und damit Deutschland in den unteren Bereich der europäischen Geburtenentwicklung verweist. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob Familien in Deutschland eine gefährdete Spezies darstellen.

2. Familien – ein gefährdete Spezies?

Zunächst einmal gilt es zu klären, was unter „Familie“ überhaupt zu verstehen ist. Dabei stellt sich heraus, dass das Verständnis von Familie in der amtlichen Statistik und das Familienbild in der

Bevölkerung keineswegs deckungsgleich sind. In der amtlichen Statistik gelten als Definitionskriterien das Haushalts- und das Zweigenerationenprinzip. Demnach sind Familien alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, d.h. Ehepaare, nichteheliche (gegen- und gleichgeschlechtliche) Lebensgemeinschaften sowie allein erziehende Mütter und Väter, die mit ihren leiblichen, Stief-, Pflege- und Adoptivkindern ohne Altersbegrenzung unter einem Dach (oder genauer: in einem gemeinsamen Haushalt) leben.

Befragt man die Bevölkerung, was sie unter einer Familie versteht, ergibt sich ein etwas anderes Bild mit einem weiter gefassten Familienbegriff. In einer repräsentativen Studie aus dem Jahre 2012 gaben die Befragten neben den in der amtlichen Statistik aufgeführten familialen Lebensformen mit 82 % der Nennungen auch die Dreigenerationenfamilie (mit Großeltern, Eltern und Kindern) an. Darüber hinaus werden auch Ehepaare ohne Kinder (34 %), unverheiratet zusammenlebende Paare ohne Kinder (17 %) und gleichgeschlechtliche Paare, die in einer festen Lebensgemeinschaft leben (12%) als Familien bezeichnet (Quelle: Monitor Familienleben 2012).

Orientiert man sich an dem Familienbegriff der amtlichen Statistik, so muss man tatsächlich von einem Schrumpfungsprozess der gesellschaftlichen Institution „Familie“ sprechen. Über eine Zeitspanne von 15 Jahren (d.h. von 1996 bis 2011) hat sich bezogen auf alle Haushalte die Zahl der Haushalte, in denen Paare mit ihren Kindern leben, um 3,8 Millionen verringert. Hingegen hat die Zahl der Haushalte mit Paaren ohne Kinder um 2,6 Millionen zugenommen. Ein noch deutlicher Zuwachs lässt sich für die Gruppe der Alleinlebenden verzeichnen, die sich um 3,4 Millionen erhöht hat. Hingegen hat die Anzahl der Haushalte mit allein erziehenden Elternteilen in dem genannten Zeitraum um rund 600.000 zugenommen (Quelle: Statistisches Bundesamt 2012, eigene Berechnungen).

Ein weiterer Indikator für den Schrumpfungsprozess der Familie ist die deutliche Veränderung der Zahl der Lebendgeburten über einen Zeitraum von knapp 50 Jahren. Setzt man die 1,26 Millionen Geburten im Jahr 1960 mit 100 % gleich und vergleicht dies mit den 660.000 Geburten im Jahr 2011, so hat sich die Geburtenzahl auf 52 % und damit fast um die Hälfte reduziert. Dies entspricht bei einem linearen Trend einem Geburtenrückgang von 11.764 Tausende Geburten pro Jahr und würde – wenn man diesen linearen Trend fort-

schreibt (was natürlich nur ein statistisches Gedankenspiel ist) – bedeuten, dass es im Jahr 2067 keine Geburten mehr in Deutschland gibt (Quelle: Statistisches Bundesamt 2012; eigene Berechnungen).

Schließlich sei noch ein dritter Indikator genannt, der zwar nicht für den Schrumpfungprozess, wohl aber für den Erosionsprozess der Familie im Sinne eines bürgerlichen Familienbegriffs (d.h. Ehepaare mit Kindern) spricht. Gemeint ist die Zahl der Ehescheidungen und der davon betroffenen Kinder. Bezogen auf die Zeitspanne von 1960 bis 2011 hat sich die Zahl der Ehescheidungen von 73.000 auf 188.000 und damit um rund das 2,6-fache erhöht. Gleichmaßen hat die Zahl der von einer Scheidung betroffenen Kinder von 67.000 auf 148.000 zugenommen, was (trotz einer in diesem Zeitraum insgesamt abnehmenden Zahl der Eheschließungen und der Kinderzahl) einem Zuwachs um mehr als das 2,2-fache entspricht. Dass Trennungen und Scheidungen für alle Beteiligten mit mehr oder minder großen Belastungen verbunden sind, steht außer Zweifel, wobei bei diesem Familienübergang neben psychischen häufig auch ökonomische Belastungen entstehen. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von Belegen dafür, dass trotz einer weitgehend positiv gefärbten Einschätzung, die Kinder von ihren Eltern zu erkennen geben, nicht alle Kinder und Jugendlichen von ihren Eltern ein vorteilhaftes Bild haben. So geben immerhin lediglich zwei Drittel von Jugendlichen und jungen Erwachsenen an, dass sie eine glückliche Kindheit erlebt haben. Bei denjenigen, die aus einer einfachen sozio-ökonomischen Schicht stammen, sind es sogar nur 55 Prozent. (Haumann, 2010)

Dies legt nahe, die Dynamik von Familienbeziehungen in den Blick zu nehmen, womit eine familienpsychologische Perspektive von Familie in den Vordergrund tritt. Dabei geht es nicht nur um strukturelle Aspekte der Zusammensetzung von Familien, sondern insbesondere auch um die Qualität von Beziehungen, die sich als Vehikel für die Erfüllung bestimmter Zwecke erweisen. Um welche Zwecke es sich dabei handelt, wird im Siebten Familienbericht der Bundesrepublik Deutschland spezifiziert. Mit Blick auf die Zukunftsfähigkeit einer Gesellschaft wie der Bundesrepublik Deutschland steht zum einen die *Produktion gemeinsamer Güter* im Vordergrund, womit u.a. die Pflege und Sorge für die ältere Generation, die Bereitstellung einer ausreichenden Kinderzahl und die Erziehung und Bildung von Kindern gemeint

ist. Zum anderen geht es um die *Produktion privater Güter*, d.h. die „Befriedigung emotionaler Bedürfnisse von Menschen wie Intimität, Liebe, persönliche Erfüllung“ als eine „notwendige Voraussetzung, damit überhaupt jene gemeinsamen Güter entstehen können.“ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2006, S. 5). Demnach lässt sich „Familie“ angesichts der im Siebten Familienbericht erwähnten Zwecke von Familien wie folgt begrifflich fassen:

Familien sind biologisch, sozial oder rechtlich miteinander verbundene Einheiten von Personen, die – in welcher Zusammensetzung auch immer – mindestens zwei Generationen umfassen und bestimmte Zwecke verfolgen. Familien qualifizieren sich dabei als Produzenten gemeinsamer, u.a. auch gesellschaftlich relevanter Güter (wie z.B. die Entscheidung für Kinder und deren Pflege, Erziehung und Bildung) sowie als Produzenten privater Güter, die auf die Befriedigung individueller und beziehungspezifischer Bedürfnisse (wie z.B. Geborgenheit und Intimität) abzielen. Als Einheiten, die mehrere Personen und mehrere Generationen umfassen, bestehen Familien in der zeitlichen Abfolge von jeweils zwei Generationen aus Paar-, Eltern-Kind- und gegebenenfalls Geschwister-Konstellationen, die sich aus leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefeltern (Parentalgeneration) sowie leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefkindern (Fili- algeneration) zusammensetzen können. Den privaten Gütern kommt in diesem Definitionsvorschlag – wie im Siebten Familienbericht ausdrücklich erwähnt – als Voraussetzung für die Produktion gemeinsamer Güter eine primäre Stellung zu und begründet damit auch die besondere Bedeutung einer beziehungs- oder familienpsychologischen Perspektive von Familien als intimen Beziehungssystemen (Schneewind, 2010). Dabei stehen vor allem einerseits Paarbeziehungen und andererseits Eltern-Kind-Beziehungen im Vordergrund.

3. Eltern-Kind-Beziehungen - Ressource zukünftiger gesellschaftlicher Entwicklung

Da in dem Beitrag von Frau Wunderer ausführlich auf das Thema „Paarbeziehungen“ eingegangen wird, soll dieser Aspekt im gegebenen Zusammenhang ausgeklammert werden und stattdessen ein Blick auf die Qualität von Eltern-Kind-Beziehungen geworfen werden.

Auf der einen Seite besteht ein breiter gesellschaftlicher Konsens darüber, dass die nachwachsende Generation eines Landes das wichtigste „Humanvermögen“ ist, um in einer zunehmend

globalisierten Welt bestehen zu können. Dies besagt, dass Kinder und Jugendliche über entsprechende Voraussetzungen wie Leistungsbereitschaft, Wissens- und Handlungskompetenzen oder soziale Fähigkeiten verfügen sollten, um für zukünftige Herausforderungen gerüstet zu sein.

Auf der anderen Seite zeigt sich, dass immer mehr Kinder und Jugendliche Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen aufweisen. Hierzu zwei Belege:

- Die Ergebnisse der KiGGS-Studie des Robert Koch Instituts (2006) zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland, an der ca. 18.000 Kinder und deren Eltern teilnahmen, förderten zu Tage, dass 17 % der Kinder und Jugendlichen im Alter zwischen 11 und 17 Jahren sich selbst in wenigstens einem der folgenden Bereiche als auffällig beschreiben: emotionale Probleme (z.B. Ängste, Sorgen, Niedergeschlagenheit), Hyperaktivitätsprobleme (z.B. motorische Unruhe, Ablenkbarkeit, unüberlegte Handlungen), Verhaltensauffälligkeiten (z.B. aggressives Verhalten, Ungehorsam, Lügen), Probleme mit Gleichaltrigen (z.B. Kontaktschwierigkeiten, ohne guten Freund oder unbeliebt sein). Ihre Eltern sind sogar noch kritischer: 27,9 % schätzen ihre Kinder nach den genannten Kriterien als auffällig ein.
- Kindliche Verhaltensstörungen erhöhen im Jugendlichenalter die Wahrscheinlichkeit für Schulversagen, Aggressivität, frühe und ungeschützte Sexualität, Drogenmissbrauch, Vandalismus, Delinquenz und Kriminalität. So ist zum Beispiel in Deutschland in einem Zeitraum von 22 Jahren (d.h. von 1987 bis 2009) ein Anstieg der Verurteilung von Kindern und Jugendlichen (14 bis unter 18 Jahre) je 100.000 Personen der strafmündigen Wohnbevölkerung im früheren Bundesgebiet (einschließlich Berlin-West) wegen schwerer und gefährlicher Körperverletzung von 52 auf 220 Fälle zu verzeichnen. Dies entspricht einer Zunahme von 423 % (Quelle: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention, DJI München, 2012).

Diese alarmierenden Zahlen trüben deutlich das Bild eines von der Politik geforderten psychisch gesunden „Humanvermögens“ in Gestalt der nachwachsenden Generation (vgl. hierzu den von der deutschen Bundesregierung in Auftrag gegebenen Fünften und Siebten Familienbericht, Bundesministerium für Familie und Senioren, 1994;

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2006). Vieles spricht dafür, dass die genannten Entwicklungen u.a. vor dem Hintergrund eines epochalen Wandels zu sehen sind, der nach dem Motto „Von der Erziehung zur Beziehung“ zu einer zunehmenden Liberalisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses geführt hat. Für viele Eltern bedeutet dieser im Prinzip begrüßenswerte Liberalisierungsschub allerdings eine Verunsicherung hinsichtlich ihrer Erziehungswerte und -methoden. Dies vor allem dann, wenn es darum geht, ihren Kindern in herausfordernden Situationen (z.B. wenn sie sich nicht an Vereinbarungen halten, sich um unangenehme Aufgaben drücken, sich abfällig und respektlos verhalten, anderen gegenüber aggressiv sind) klare Regeln zu vermitteln und Grenzen zu setzen. Dabei stellt sich zunächst die Frage, was Kinder und Jugendliche eigentlich brauchen, um ihren Beitrag zum Potenzial des gesellschaftlichen „Humanvermögens“ beisteuern zu können.

4. Was brauchen Kinder und Jugendliche?

Ein guter Ausgangspunkt, um diese Frage zu beantworten, besteht darin, auf die zentralen Grundbedürfnisse von Kindern und Jugendlichen zu fokussieren, um dann das entsprechende entwicklungsförderliche Verhalten von Eltern oder anderen, auch außerfamilialen Betreuungspersonen (z.B. Erzieher/innen, Tagespflegekräfte, Lehrer/innen) im Kontext von Interaktionsprozessen zu thematisieren, das schließlich einen Beitrag zu bestimmen Entwicklungseffekten auf Seiten der Kinder leistet. Es sind dies die folgenden fünf Grundbedürfnisse (Schneewind, 2010).

(1) Das kindliche *Bedürfnis nach Sicherheit* erfordert von Betreuungspersonen physische Präsenz, psychische Verfügbarkeit und feinfühliges Verhalten (z.B. in Gefahren- oder Kammersituationen), um auf Seiten des Kindes eine angemessene Stressbewältigung und Kontrolle negativer Emotionen zu ermöglichen.

(2) Das kindliche *Bedürfnis nach Stimulation* erfordert von Betreuungspersonen Maßnahmen zur Aktivierung des Explorationsbedürfnisses (z.B. durch eine anregungsreiche soziale und materielle Umgebung), um das eigenständige Erkunden der Umgebung und die Lernbereitschaft des Kindes zu stärken.

(3) Das kindliche *Bedürfnis nach Bezogenheit* erfordert von Betreuungspersonen emotionale Zuwendung und positive wechselseitige Beeinflussung (z.B. in Spielsituationen), um die Gemeinschafts-

fähigkeit, Sozialisationsbereitschaft und soziale Integration des Kindes zu befördern.

(4) Das kindliche *Bedürfnis nach Kompetenz* erfordert von Betreuungspersonen Explorationsunterstützung und Assistenz (z.B. bei schwierigen Anforderungen oder Problemen), um das Interesse und die Problemlösefähigkeit des Kindes zu entwickeln.

(5) Das kindliche *Bedürfnis nach Autonomie* erfordert von Betreuungspersonen das Eröffnen und Gewähren von Handlungsoptionen (z.B. bezüglich der Entscheidung für oder gegen bestimmte Spielaktivitäten), um die Entwicklung von Selbstwirksamkeit und Innovationsbereitschaft des Kindes zu anzuregen.

Vor allem im Hinblick auf die Kompetenz- und Autonomieentwicklung ihrer Kinder wird die Bedeutung von Eltern und anderen Betreuungspersonen in ihrer Bildungsfunktion sichtbar. Anknüpfend an das von dem russischen Entwicklungspsychologen Vygotsky (1987) vorgeschlagene Konzept der „Zone der nächsten Entwicklung“ und das im Englischen als „scaffolding“ (zu Deutsch etwa: ein Gerüst bereitstellen) bezeichnete Konzept der Autonomie gewährenden Unterstützung können Eltern z.B. bei der Lösung herausfordernder Probleme (etwa beim Zusammenfügen eines schwierigen Puzzles) in Form von Hinweisen, Fragen oder Demonstrationen Strukturierungshilfen geben, wenn ihr Kind nicht mehr weiter weiß. Sie können diese Unterstützung dann wieder zurücknehmen, wenn ihr Kind eigenständig und erfolgreich weiter arbeitet, um das Problem selbst zu lösen. Auf diese Weise entwickeln Kinder im Laufe der Zeit nicht nur ein elternunabhängiges „Selbst-Scaffolding“ sondern erleben sich selbst auch mehr und mehr als eigenständige Verursacher ihrer Problemlösung, was wiederum ihre intrinsische Motivation beflügelt.

Soviel zu dem Thema, was Eltern tun können, um zentrale Grundbedürfnisse ihrer Kinder kompetent befriedigen zu können. Um die Aufgaben, die mit einem entwicklungsförderlichen Umgang mit ihren Kindern zu bewältigen sind, angemessen meistern zu können, stellt sich nun die Frage, was Eltern (und andere Betreuungspersonen) hierzu vor allem brauchen.

5. Und was brauchen Eltern?

In der Tat gibt es eine Reihe von Einflussfaktoren, die das Kerngeschäft von Eltern, d.h. ihren Beitrag zu einer positiven Entwicklung ihrer Kinder zu leisten, gefährden. Gefordert ist daher ein beson-

deres Augenmerk für den möglichen Verfall elterlicher Ressourcen und gegebenenfalls ein frühzeitiges Verhindern bzw. Abfedern eines derartigen Ressourcenverfalls. Zum Teil liegen diese Gefährdungspotentiale auch innerhalb der Familie im engeren und weiteren Sinne.

So erschwert z.B. ein *schwieriges Temperament* des Kindes, das sich u.a. durch ein hohes Maß an Unberechenbarkeit und negativer Emotionalität zu erkennen gibt, den Eltern, ihre Elternkompetenzen zur vollen Entfaltung zu bringen. Ähnliches trifft für die Eltern selbst zu, wenn sie über *problematische Persönlichkeitsmerkmale* verfügen, die sich etwa als geringes Einfühlungsvermögen und stark ausgeprägte Reizbarkeit oder Irritierbarkeit präsentieren. Auch eine *belastete Paarbeziehung* und – häufig damit einhergehend – eine *mangelnde Allianz der Eltern* im Umgang mit ihren Kindern erweist sich auf Dauer als abträglich für deren Entwicklung. Vergleichbares gilt, wenn die Eltern selbst aus *schwierigen Herkunftsfamilien* stammen, in denen sie mit einem wenig entwicklungsförderlichen Verhalten ihrer eigenen Eltern konfrontiert waren. Auch ein *beeinträchtigender sozialer Kontext* (z.B. unsichere Wohnungsumgebung, fehlende soziale Unterstützung), *problematische Arbeitsbedingungen* (z.B. Arbeitslosigkeit oder – im Gegenteil – Arbeitsüberlastung), *prekäre ökonomische Lagen* (z.B. Armut, Schuldenlast), aber auch der Einfluss einer *überbordenden Medien- und Konsumgesellschaft* (z.B. unkontrolliertes und ausuferndes Fernsehen oder zeitraubende Computerspiele – auch von Eltern) schlagen hier zu Buche. Vor dem Hintergrund dieser vielfältigen Einflussfaktoren wird deutlich, dass die Realisierung adäquater Elternkompetenzen der Art, wie sie in den vorangegangenen Abschnitten angesprochen wurden, kein einfaches Geschäft ist. Was also brauchen Eltern vor allem?

Im Folgenden soll kurz auf drei zentrale Punkte eingegangen werden. Die Argumente laufen darauf hinaus, dass Eltern zum einen zufrieden stellende Beziehungen brauchen, zum anderen aber auch unterstützende Erziehungs- und Bildungspartnerschaften und schließlich auch eine hinreichende Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Der erste Punkt – eine *zufrieden stellende Paarbeziehung* – wurde bereits in dem Beitrag von Frau Wunderer ausführlich behandelt. Hier soll nur noch soviel hinzugefügt werden, dass die einschlägige Forschung klare Belege dafür aufzeigen kann, dass markante Zusammenhänge zwischen Elternkonflikten, der Qualität von Eltern-Kind-

Beziehungen und kindlichen Verhaltensauffälligkeiten bestehen. Es kommt gewissermaßen zu negativen „Überschwapp“- oder „Spillover“-Effekten von belasteten Paarbeziehungen auf problematische Beziehungen der Eltern zu ihren Kindern, die dazu führen, dass die erwähnten Grundbedürfnisse der Kinder nicht mehr angemessen befriedigt werden können. Diese Prozesse erfolgen sowohl direkt (z.B. indem Kinder beobachten, wie Eltern sich vor ihnen streiten, was besonders abträglich ist, wenn die Kinder selbst das Streitsubjekt sind), als auch indirekt, indem Eltern wegen der Involviertheit in ihre eigenen Paarbeziehungsprobleme für die Kinder psychisch nicht mehr erreichbar sind.

Der zweite Punkt bezieht sich auf die Etablierung von *Erziehungs- und Bildungspartnerschaften*. Um das schwierige Geschäft der Eltern bei ihrem Bemühen um die positive Entwicklung ihrer Kinder zu unterstützen, findet sich in letzter Zeit vermehrt die Forderung nach der Einrichtung von Erziehungs- und Bildungspartnerschaften auf der Ebene von Ländern und Kommunen. Dies betrifft auch das Zusammenwirken von Eltern und außerfamilialen Betreuungseinrichtungen im frühen Kindesalter. Hier existiert bereits eine Reihe von nachweislich wirksamen Programmen mit zentrums- und stadtteilbezogener *Kommstruktur* (z.B. das „Early Excellence Centre“ in Berlin oder das Programm „PAT – Mit Eltern lernen“ in Nürnberg). Andererseits gibt es auch Programme mit einer über Hausbesuche realisierten *Gehstruktur* (z.B. das Opstapje – Schritt für Schritt oder das HIPPY [Home Instruction for Parents of Preschool Youngsters] Programm. Diesen Programmen gelingt es, insbesondere auch bildungsferne und Migrationsfamilien anzusprechen.

Generell bleibt zu wünschen, dass dabei sowohl in elterlichen als auch in außerfamilialen Betreuungskontexten die oben genannten förderlichen Entwicklungsvoraussetzungen für Kinder als unverzichtbarer Qualitätsstandard Anerkennung finden und entsprechend nachhaltig umgesetzt werden. Dabei kann für Kinder vom Vorschul- bis zum Jugendalter nach dem Erziehungsprinzip „Freiheit in Grenzen“ auch auf mediengestützte Ansätze zur Stärkung von Elternkompetenzen zurückgegriffen werden, was ausführlicher in dem gleichnamigen Workshop der Tagung dargestellt und diskutiert wurde.

Der dritte Punkt bezieht sich auf die Forderung, dass insbesondere angesichts der in den letzten Jahrzehnten erfolgten drastischen Zunahme der

Berufstätigkeit von Frauen (und vor allem auch von Müttern) Eltern eine bessere *Vereinbarkeit von Familie und Beruf* benötigen. Obwohl in letzter Zeit auf politischer und Unternehmensebene hierzu einige Fortschritte erzielt wurden, geht es nicht nur allein darum, vereinbarkeitstaugliche gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen zu schaffen. Vielmehr geht es auch darum, auf der Paar- und Familienebene adaptive Strategien zu entwickeln bzw. im konkreten Familienalltag einzusetzen, die es ermöglichen, Familie und Beruf besser unter einen Hut zu bringen.

Vor diesem Hintergrund mag es nicht erstaunlich sein, dass sich z.B. die Pflege des individuellen und gemeinsamen hedonistischen Repertoires (also all jener Aktivitäten, die mit einem hohen Grad positiven Emotionen verbunden sind) neben einigen anderen Aspekten wie Zeitmanagement, klare Trennung von Familie und Beruf, dyadisches Coping als wichtige adaptive Strategien erwiesen haben, um berufliche und familiäre Belastungen besser auffangen zu können.

Abgesehen davon, dass adaptive Strategien der genannten Art dazu beitragen, dass die erlebte Vereinbarkeit von Familie und Beruf positiver ausfällt und dass das persönliche Wohlergehen sowie die Familienzufriedenheit (einschließlich Paarzufriedenheit) und die Zufriedenheit im beruflichen Bereich sich günstiger darstellen, ist ein wichtiger Punkt besonders hervorzuheben. Gemeint ist die Tatsache, dass die Anwendung dieser adaptiven Strategien weitgehend in der Macht jedes Einzelnen oder jedes Paares und nicht unter dem Diktat irgendwelcher von außen gesetzter Rahmenbedingungen übergeordneter Instanzen steht. Mit anderen Worten: es geht im beruflichen und privaten Lebenskontext zunächst einmal darum, sich die verfügbaren Ressourcen überhaupt anzueignen. Und dann geht es vor allem darum, diese Ressourcen auch entsprechend zu nutzen, um negative „Spillover“-Effekte – diesmal solche zwischen den Lebensbereichen Beruf und Partnerschaft bzw. Familie – spürbar zu reduzieren. Dass dies möglich ist, zeigen entsprechende Untersuchungen bei Zweiverdiener-Familien (Ausführlicheres hierzu: Schneewind, im Druck).

6. Schlusswort

Auch wenn sicher nicht zu leugnen ist, dass die Spezies „Familie“ einer ganzen Reihe von Gefährdungspotentialen ausgesetzt ist, sollte deutlich geworden sein, dass Familien diesen nicht hilflos ausgeliefert sind. Es zahlt sich aus, auf familien-

psychologisch fundierte und auch erprobte Strategien zurückzugreifen, die im Sinne einer selbstverantworteten Lebensführung die Chancen für ein „bejahenswertes“ Leben (Schmid, 2004) erhöhen. Wissenschaftlich fundierte und praxiserprobte Mittel hierzu stehen zur Verfügung. Woran es fehlt, ist eine konzertierte, nachhaltige und flächendeckende Umsetzung dieser Instrumente zur Entwicklung eines „bejahenswertes“ Familienlebens. Es ist dies eine herausfordernde Aufgabe von höchster gesellschaftlicher Priorität.

Literatur

Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.) (1994). Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht. Bonn: Universitäts-Druckerei.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2006). Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Siebter Familienbericht. Baden-Baden: Koelbin-Fortuna-Druck.

Felderer, B. (1983). Wirtschaftliche Entwicklung bei schrumpfender Bevölkerung. Eine empirische Untersuchung. Berlin: Springer.

Haumann, W. (2010). Generationen-Barometer 2009. Münster: Monsenstein und Vannerdat.

Robert Koch-Institut (Hrsg.) (2006). Erste Ergebnisse der KiGGs-Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Druck: druckpunkt. Druckerei und Repro GmbH.

Schmid, W. (2004). Mit sich selbst befreundet sein. Frankfurt: Suhrkamp.

Schneewind, K. A. (2010). Familienpsychologie (3. Aufl.) Stuttgart: Kohlhammer.

Schneewind, K. A. (im Druck). Problemfeld „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ - Welchen Beitrag können Familien leisten? reportpsychologie.

Vygotsky, L. S. (1987). Ausgewählte Schriften. Arbeiten zur psychischen Entwicklung der Persönlichkeit (Band 2). Berlin: Volk und Wissen.

Autor:

Prof. Dr. Klaus Schneewind
 em Prof. für Psychologie, LMU München
www.klaus-a-schneewind.de

Liebe – ein Leben lang?

Zentrale Paarbeziehungskompetenzen

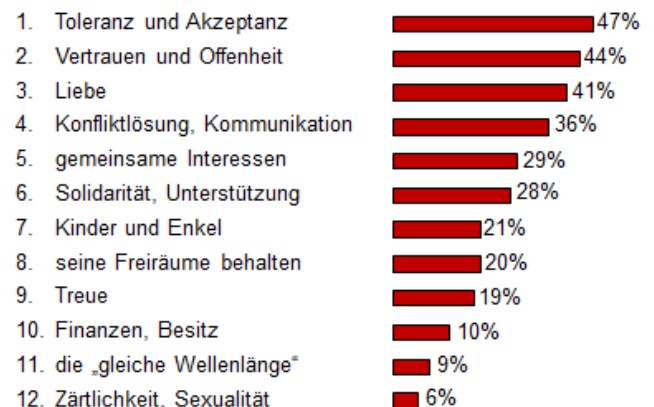
Eva Wunderer, Landshut

„Paare sind die Architekten des Familiensystems“, sagte einst Virginia Satir, eine der Begründerinnen der Systemischen Familientherapie. Entsprechend spielt die Paarbeziehung eine wesentliche Rolle für die Familien- und Eltern-Kind-Beziehungen und kann beispielsweise in der Arbeit mit Erziehungsproblemen nicht außer Acht gelassen werden (vgl. Beitrag von Klaus A. Schneewind).

Das „Beziehungs-Rezept“

In unserer groß angelegten Untersuchung an der Ludwig-Maximilians-Universität München zum Thema „Was hält Ehen zusammen?“ befragten wir vor rund 10 Jahren mehr als 650 Ehepaare. Unter anderem wollten wir von ihnen wissen, was das Erfolgsrezept ihrer Beziehung sei, und erhielten folgende Antworten auf unsere offene Frage, bei der wir keinerlei Antwortvorgaben machten²:

Was ist das Erfolgsrezept Ihrer Ehe?

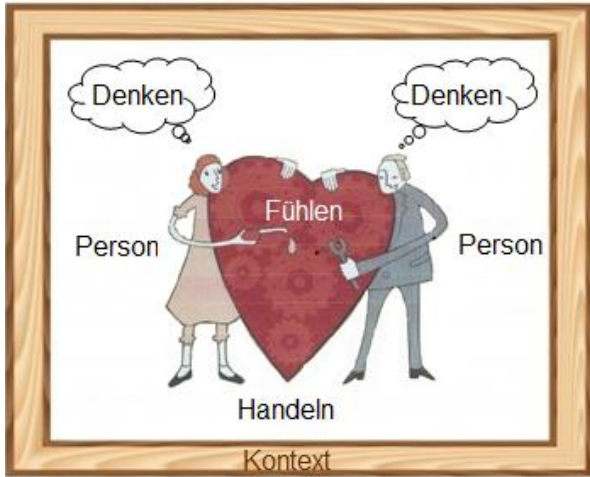


Schneewind & Wunderer, 2003 (unter Mitarbeit von Theresa S. Mayer)

Interessanterweise wurden Toleranz und Akzeptanz, also den anderen so nehmen können, wie er ist, am häufigsten genannt. Vertrauen und Offenheit, Liebe sowie Konfliktlösung und Kommunikation waren ebenfalls vielen Männern und Frauen wichtig. Sexualität wurde vergleichsweise selten genannt, was auch damit zusammenhängen mag, dass es sich in den meisten Fällen um Langzeitehen handelte, bei denen andere Aspekte mehr im Vordergrund standen.

² Vgl. Wunderer, Eva & Schneewind, Klaus A. (2008). *Liebe – ein Leben lang? Was Paare zusammenhält*. München: dtv.

Viele der genannten „Zutaten“ werden im Folgenden vertieft. Neben Personenmerkmalen werden uns das Fühlen, Denken und Handeln in Beziehungen beschäftigen sowie die Rahmenbedingungen, in die das Paar eingebettet ist.



Der Einfluss der Person

Von den **Persönlichkeitsmerkmalen** ist vor allem Neurotizismus abträglich für die Paarbeziehung, also emotionale Instabilität und Launenhaftigkeit.

Die Forschung bestätigt eine gewisse **Ähnlichkeit** zwischen den Partnern, beispielsweise in Einstellungen, Interessen, Intelligenz und – in geringerem Maße – auch in Eigenschaften wie Verträglichkeit oder Offenheit für neue Erfahrungen. Diese vorhandene Ähnlichkeit wird von den Partnern systematisch überschätzt, was ihr Beziehungsglück weiter steigert – wohl deshalb hat Bertolt Brecht gesagt, Liebe sei „die Fähigkeit, Ähnliches an Unähnlichem wahrzunehmen.“

Eine wichtige Rolle spielen ferner **Bindungsrepräsentationen** und damit die Erfahrungen, die man in Beziehungen mit wichtigen Bezugspersonen, insbesondere den Eltern, gemacht hat. Diese prägen die Erwartungen und das Verhalten in Beziehungen ein Leben lang (vgl. Beitrag von Michael Borg-Laufs).

Der Einfluss der Rahmenbedingungen

Was die Rahmenbedingungen anbelangt, sind vor allem externe Stressoren als wichtiger Einflussfaktor zu nennen. In unserer eigenen Befragung waren Tiefpunkte in der Partnerschaft rückblickend unter anderem häufig mit Krankheiten, beruflichen und finanziellen

Schwierigkeiten sowie Problemen in der Herkunftsfamilie verknüpft. Der Schweizer Forscher Guy Bodenmann geht davon aus, dass **Stress** auf vierfache Weise das Beziehungsglück untergräbt: indem er (1) die Gesundheit beeinträchtigt und ebenso (2) das Wir-Gefühl, da der Stressor beispielsweise Zeit raubt und somit weniger gemeinsam unternommen werden kann, (3) durch die Freilegung bzw. Verstärkung von abträglichen Persönlichkeitsmerkmalen sowie (4) eine Beeinträchtigung der Kommunikation im Sinne einer weniger funktionalen Konfliktlösung.

Weiterhin spielen **Medien** eine zunehmend wichtige Rolle, sowohl weil sie bestimmte Vorstellungen von Liebe und Paarbeziehung transportieren (die nicht immer realistisch sind), als auch weil immer mehr Menschen mit Hilfe der Medien ihre/n Partner/in finden bzw. darüber kommunizieren und ihre Beziehung pflegen.

Der Einfluss der Gefühle

Unsere Analysen im Forschungsprojekt „Was hält Ehen zusammen?“ ergaben als einen von zwei Grundpfeilern von Paarbeziehungen die **Positivität**. Diese beinhaltet das Gefühl, in einer sicheren und verlässlichen Beziehung zu leben (Bindungssicherheit in Bezug auf den/die Partner/in), sich verbunden zu fühlen als Paar, Verantwortung zu übernehmen für den Fortbestand der Partnerschaft (persönliche Verpflichtung, Commitment) sowie eine zufrieden stellende sexuelle Beziehung. Zufriedenheit mit der Sexualität ist dabei eng verknüpft mit Zufriedenheit in der Beziehung insgesamt. Zweiter Grundpfeiler ist die Konfliktlösekompetenz, die später noch genauer dargestellt wird.

Der amerikanische Paarbeziehungsforscher John M. Gottman benennt Freundschaft, Zuneigung und Bewunderung als eines der sieben Geheimnisse glücklicher Ehen. Dem steht der verbreitete Mythos der lebenslangen Liebe und Leidenschaft gegenüber, die Erwartung, fortwährend auf „Wolke sieben“ partnerschaftlicher Glückseligkeit zu verharren. Dabei handelt es sich um eine kaum erfüllbare Vorstellung, womit wir beim nächsten Thema wären: dem

Denken in und über Beziehungen.

Der Einfluss des Denkens in und über Beziehungen

Wir werden uns fünf Arten von Denkprozessen oder Kognitionen ansehen, die wichtig für Paarbeziehungen sind:

1. Den/die Partner/in durch eine rosarote Brille sehen, ihn/sie idealisieren;
2. Liebe nicht nur für Schicksal halten, sondern auch an ihre Veränderbarkeit glauben und
3. Meinungsverschiedenheiten nicht als Katastrophe und untrüglichen Hinweis auf die unüberbrückbaren biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau erleben;
4. Hohe Ansprüche stellen an den/die Partner/in;
5. Negative Beziehungsereignisse eher auf äußere Umstände zurückführen und nicht grundsätzlich /die Partner/in dafür verantwortlich machen.

Die rosarote Brille: Illusionen machen glücklich.

„Liebe beruht auf einer starken Übertreibung des Unterschiedes zwischen einer Person und allen anderen“, meinte der irische Schriftsteller George Bernard Shaw. Demnach entsteht Liebe durch verzerrte Wahrnehmung: Der oder die Geliebte werden als einmalig und allen anderen meilenweit überlegen erlebt, obgleich die Unterschiede zum Rest der Menschheit vielleicht gar nicht so groß sind. Die amerikanische Beziehungsforscherin Sandra Murray prägte für solcherlei Überschätzung des/r Partners/in den Ausdruck „positive Illusionen“. Sie fand heraus, dass diese der Beziehung zuträglich sind, stärken sie doch die Auffassung, den einzig Richtigen bzw. die einzig Richtige gefunden zu haben. Wer seine/n Partner/in positiver wahrnimmt, als diese/r sich selbst sieht oder gute Freunde sie/ihn sehen, und die Schwächen des/r anderen herunterspielt, ist zufriedener und erlebt die Beziehung als weniger konfliktuell. Für den/die Partner/in ist die Aufwertung in der Regel ebenfalls positiv, solange sie noch realistisch erscheint.

Frisch Verliebte profitieren dabei in stärkerem Maße von den positiven Effekten einer solchen „rosaroten Brille“. Paare, die ihr Leben seit längerem miteinander teilen, schätzen es, wenn ihr/e Partner/in sie ähnlich sieht, wie sie sich selbst, da sie dann das Gefühl haben, dass sie miteinander vertraut sind.

Es gilt also: gerne rosarot, niemals rabenschwarz! John Gottman konnte zeigen, dass Paare, die ihre Beziehungsgeschichte, also beispielsweise ihr

erstes Rendezvous und die Zeit, in der sie sich kennen lernten, im Rückblick sehr negativ bewerten, auf dem besten Wege zu Trennung und Scheidung sind.

Liebe ist nicht nur Schicksal: Eine Partnerschaft kann wachsen.

„Das Auf und Ab im menschlichen Leben gibt ihm Farbe und Wert.“ Übertragen auf das Beziehungsleben ermuntert dieses Zitat von Stefan Zweig, neben den Höhen auch die Tiefen in der Partnerschaft als wichtig und wertvoll zu erachten, denn: An Krisen und Herausforderungen kann die Partnerschaft wachsen.

Einer solchen Auffassung von Beziehung als Wachstum steht die Auffassung von Beziehung als Schicksal gegenüber: Beziehungen, die nicht gut beginnen, werden unweigerlich fehlschlagen; die Partner/innen müssen also von Anfang an gut zueinander passen, soll das gemeinsame Leben von Dauer sein. Wer Beziehung als Wachstum betrachtet, ist eher bereit, zu Beginn einer Partnerschaft in diese zu investieren, schwierige Zeiten gemeinsam durchzustehen und seinem/r Partner/in Schwächen und Fehler nachzusehen. Personen mit einem starken Glauben an das Wachstum und einem geringen an das Schicksal nehmen es sich weniger zu Herzen, wenn der/die andere in einigen Eigenschaften von ihrem Idealbild abweicht – denn: Veränderung ist möglich!

Am zufriedensten, das hat unsere eigene Forschung im Projekt „Was hält Ehen zusammen?“ gezeigt, sind unter länger verheirateten Paaren diejenigen, die Beziehung als Schicksal und als Wachstum sehen, also der Meinung sind, eine gewisse „Passung“ müsse schon von Beginn an vorhanden sein, die Beziehung könne aber auch weiter wachsen und reifen.

Irrationale Annahmen gefährden die Partnerschaft.

Wer an das Wachstum von Beziehungen glaubt, kann Meinungsverschiedenheiten leichter hinnehmen und sieht in diesen nicht gleich das Ende der Partnerschaft. Und das wiederum tut der Beziehung gut, denn wer unterschiedliche Meinungen als Angriff auf die eigene Person und als schädlich für die Partnerschaft wertet, ist weniger zufrieden. Gleiches gilt für Männer und Frauen, die glauben, von zu unterschiedlichen Planeten zu stammen, als dass sie sich je wirklich

verstehen könnten. Solche so genannten „irrationale Annahmen“ wirken sich abträglich auf die Partnerschaft aus. „Irrationalen Annahmen“ unterminieren nicht nur die Zufriedenheit der Partner/innen, sondern auch ihr Kommunikationsverhalten und ihre Bereitschaft, an der Beziehung zu arbeiten. Und doch erfüllen auch diese Annahmen in gewisser Weise ihren Zweck: Sie machen die Welt erklärbar und kontrollierbar – wenn auch auf wenig konstruktive Weise.

Je mehr desto besser:

Hohe Ansprüche in Bezug auf Gemeinsamkeit, Gleichberechtigung und Investition in die Partnerschaft festigen die Liebe.

Denn: Wer viel fordert, gibt auch viel. Männer und Frauen, die ihrer Beziehung viel abverlangen, die auf gemeinsame Wertvorstellungen und Gleichberechtigung Wert legen und ein hohes zeitliches und emotionales Engagement in der Partnerschaft einfordern, unterstützen ihre Partner/innen in Stresssituationen und fühlen sich auch selbst unterstützt. Zudem verhalten sie sich konstruktiver in Konfliktsituationen. Es bleibt also nicht bei Lippenbekenntnissen: Anspruchsvolle Partner/innen engagieren sich tatsächlich stärker in ihrer Beziehung – und registrieren dann voller Zufriedenheit, dass ihre (hohen) Ansprüche auch erfüllt werden.

Hohe Ansprüche sind allerdings nur dann förderlich für die Partnerschaft, wenn sie realistisch sind. Sind sie dies nicht, wie z.B. der Anspruch, dem Partner alle Wünsche von den Lippen ablesen zu können, führt dies zu sinkender Zufriedenheit in der Partnerschaft.

Zufall oder Charakterfehler? Im Zweifel für den/die andere/n.

Zentral für unser Handeln und Fühlen in (Paar-)Beziehungen ist ferner, wie wir uns überraschende Ereignisse erklären, insbesondere wenn es sich um unangenehme Überraschungen handelt. Glaube ich, der/die Partner/in kommt zu spät zur Verabredung, weil er/sie im Stau steht oder einfach chronisch unpünktlich ist und keinen Wert auf meine Gesellschaft legt? In ersterem Falle hat der/die Partner/in keine Kontrolle über den Stau, die Ursache liegt außerhalb der Person – wir sprechen von externalen Attributionen oder Zuschreibungen. Im zweiten Fall ist er/sie hingegen verantwortlich, es handelt sich um ein Persönlichkeitsmerkmal (internale Attribution),

das dann vermutlich auch noch in mehreren Situationen (global) und über die Zeit hinweg stabil auftreten wird.

Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass sich diese Überlegungen auf das Verhalten auswirken. Wer internal, global und stabil attribuiert („Immer und überall diese Unpünktlichkeit, er/sie kam ja schon beim ersten Rendezvous zu spät...“), wird den/die Partner/in mit Vorwürfen und schlechter Laune empfangen. Wer hingegen denkt: „Der/die Arme steckt sicher im Stau, er/sie lässt mich sonst ja nie warten, das würde er/sie nie mit Absicht tun“, wird dem/der anderen voller Mitgefühl entgegenzutreten – ein Teufels- bzw. Engelskreis entsteht.

Die Art, wie wir Ereignisse und Verhaltensweisen in der Beziehung erklären, hat also Einfluss auf unser Verhalten und unsere Zufriedenheit in der Beziehung. Und die Zuschreibungen erfolgen dabei in der Regel so, dass die Wahrnehmung und das Erleben in der Partnerschaft verstärkt und gefestigt werden: Wer glücklich ist, macht den Stau verantwortlich, wer unglücklich ist, den/die Partner/in.

Der Einfluss des Handelns

Was wir in unserem Forschungsprojekt als **Konfliktlösekompetenz** bezeichnet haben, entspricht im Wesentlichen der Abwesenheit der „apokalyptischen Reiter“, wie John Gottman besonders abträgliche Verhaltensweisen bei Streitigkeiten nennt. Es sind dies: (1) Kritik, (2) Rechtfertigung, (3) Verächtlichkeit, (4) Mauern und (5) Provokative Kommunikation. Also den/die Partner/in kritisieren, ihm Vorwürfe machen oder gar mit Verachtung strafen, sich – oft als Reaktion auf einen kritischen Angriff – rechtfertigen bzw. zurückziehen und abblocken, oder auf provokative Art und Weise seine eigene Macht demonstrieren („Du hast mir gar nichts zu sagen...“).

Dabei mauern Männer im Schnitt etwas häufiger als Frauen, letztere starten hingegen öfter harsch und kritisch in ein Konfliktgespräch, wodurch ein Forderungs-Rückzugs-Muster entsteht, das sich selbst verstärkt: Frau fordert und kritisiert, Mann zieht sich zurück, Frau fordert noch mehr und so weiter und so fort. Dass das Muster geschlechtstypisch eher auf diese Weise abläuft, hat seinen Grund darin, dass üblicherweise eher die Frau schwierige Themen auf den Tisch bringt und dann auch daran interessiert ist, diese ausdiskutieren. John Gottman sieht dies unter

anderem mit unterschiedlichen physiologischen Prozessen in Zusammenhang, da Frauen sich im Konflikt rascher wieder beruhigen, während Männer länger auf einem höheren Erregungsniveau bleiben. Somit ist der Rückzug funktional, um quasi „herunter zu kühlen“. Selbstverständlich gibt es den Kreislauf auch andersherum, nämlich dann, wenn in einer Partnerschaft der Mann derjenige ist, der Probleme aufs Tapet bringt.

Ein apokalyptischer Reiter macht keinen Beziehungswinter, wichtig ist jedoch, negative Ereignisse durch deutlich mehr positive Gesten und Erlebnisse auszugleichen. John Gottman geht davon aus, dass ein Verhältnis von mindestens fünf positiven auf eine negative Verhaltensweise Beziehungsglück und -stabilität aufrechterhalten kann.

Da die Kommunikationskompetenz, wie oben bereits erwähnt, unter Stress schwindet, ist zudem die gegenseitige Unterstützung in Stresssituationen wichtig, das „**dyadische Coping**“, wie Guy Bodenmann es nennt. Dieses besteht aus drei aufeinander aufbauenden Prozessen: (1) der/die gestresste Partner/in kommuniziert seinen/ihren Stress adäquat (und erwartet nicht, der/die andere könne es ihm/ihr von der Stirn ablesen), (2) der/die andere nimmt die Signale wahr und (3) unterstützt instrumentell (z.B. Aufgaben abnehmen) und/oder emotional (Trost, Solidarität, Zuneigung). Was als unterstützend erlebt wird, ist von Person zu Person freilich unterschiedlich. Wichtig ist also, darüber ins Gespräch zu kommen und im Gespräch zu bleiben, sein Wissen darüber, was dem anderen hilft, stets auf Stand zu halten.

Zusammenschau und Fazit

In unserem Forschungsprojekt stellten sich, wie erwähnt, Positivität und Konfliktlösekompetenz als wesentliche Grundpfeiler stabiler und glücklicher Partnerschaften heraus. Konfliktlösekompetenz beinhaltet dabei, neben der Abwesenheit der apokalyptischen Reiter, Humor als wesentliche Komponente. Wer sich in Konflikten selbst nicht immer ganz ernst nimmt, kann Schärfe und Spannung herausnehmen.

Was nun ist das **Fundament dieser Grundpfeiler?** Wichtig für **Positivität** wie auch **Konfliktlösekompetenz** sind beziehungsförderliche Denkmuster sowie Persönlichkeitsmerkmale, allen voran eine gewisse emotionale Stabilität und Ausgeglichenheit. Positivität ist zudem eng verbunden mit

optimistischen Gefühlen im Hinblick auf die gemeinsame Zukunft und – bei Paaren mit Kindern – mit der Zufriedenheit mit dem Familienleben, also beispielsweise, inwiefern beide Eltern in der Erziehung an einem Strang ziehen.

Zusammenfassend lassen sich die wesentlichen Paarbeziehungskompetenzen somit folgendermaßen beschreiben:

- Toleranz, Wertschätzung und Respekt,
- Vertrauen und Offenheit,
- Emotionale Stabilität,
- Eine sichere Bindungsrepräsentation,
- (Wahrgenommene) Ähnlichkeit zwischen den Partnern/innen,
- Gegenseitige Unterstützung in Stresssituationen ,
- Konstruktive Kommunikation und Konfliktlösung,
- Vorsicht bei Ursachenzuschreibungen,
- Hohe Ansprüche bzgl. Gemeinsamkeit, Gleichberechtigung und Investition in die Beziehung sowie
- Beziehung als Wachstum betrachten.

Nicht zuletzt sind viele der Aspekte auch in der Beziehung zwischen Berater/in und Klient/in bzw. Klientensystem relevant und somit im doppelten Sinne wichtig für die Arbeit mit Familien.

Literatur

- Bodenmann, Guy (2006). Stress und Partnerschaft. Bern: Huber. Bern: Hans Huber.
- Gottman, John Mordechai (2000). Die 7 Geheimnisse der glücklichen Ehe. München: Ullstein.
- Wunderer, Eva & Schneewind, Klaus A. (2008). Liebe – ein Leben lang? Was Paare zusammenhält. München: dtv.
- Wunderer, E. (2013). Liebe geht durch den Kopf. Wie Gedanken Beziehungen beeinflussen. www.familienhandbuch.de.

Autorin

Prof. Dr. Eva Wunderer, Diplompsychologin, Systemische Paar- und Familientherapeutin (DGSF), Hochschule für Angewandte Wissenschaften Landshut, Fakultät für Soziale Arbeit, eva.wunderer@haw-landshut.de.

„Und wenn irgendwie ein Problem auftaucht, ein ernstes volles Problem, also ganz helfen können sie dir auch nicht aus dem Problem, aber man kann drüber reden und schau, wie man des alles machen kann.“ – Anforderungen an Kompetenzen in sozialen Dienstleistungen

Elisabeth Helming, IzKK/Deutsches Jugendinstitut e.V., München

Überarbeitete Version des Vortrags auf der LVKe Fachtagung: „Familienkompetenzen stärken – Herausforderungen und hilfreiche Wege“, 19.6.2013, Kardinal-Wendl-Haus, München

IzKK - Informationszentrum Kindesmiss-handlung/Kindesvernachlässigung am DJI e.V.: Informationspool mit umfangreichen Informationen zu verschiedenen Themenschwerpunkten in der [IzKK-Literaturdatenbank](#) (Sexualisierte Gewalt, Kindesvernachlässigung, Frühe Hilfen, Kinderrechte u.a.). Thematische Literaturlisten, bspw.

[Handel von Kindern zum Zweck sexueller Ausbeutung](#); [Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen mit Behinderung](#); [Kinder als Betroffene von Partnerschaftsgewalt](#); [Prävention sexueller Gewalt durch Professionelle in Institutionen, Familienhebammen](#). Das IzKK gibt Expertisen in Auftrag und stellt sie der Fachöffentlichkeit kostenlos zur Verfügung, wie z. B. 2012 eine Expertise zu sexuell grenzverletzenden Kindern, Autor: Peter Mosser. Einmal jährlich erscheinen die IzKK-Nachrichten, das letzte Heft bezog sich auf die Zusammenarbeit mit und die Beratung von Eltern, deren Kinder/Jugendliche Opfer von sexueller Gewalt geworden sind oder sich sexuell übergriffig verhalten haben. Die Materialien stehen Online kostenlos zur Verfügung unter: www.dji.de/izkk und sind - so lange der Vorrat reicht - als Printexemplar bestellbar bei holzwig@dji.de.

Einleitung

„Und wenn irgendwie ein Problem auftaucht, ein ernstes volles Problem, also ganz helfen können sie dir auch nicht aus dem Problem, aber man kann drüber reden und schau, wie man des alles machen kann.“ –

so das Fazit eines Vater im Interview³ in Bezug auf den Unterstützungs- und Beratungsprozess durch Sozialpädagogische Familienhilfe. Dies war eine Familie, die gravierende Probleme hatte auf allen möglichen Ebenen: Die Eltern waren beide in einem Heim aufgewachsen, bildungsbenachteiligt (beide waren Analphabeten), die Familie war materiell in Not, es gab Schwierigkeiten in der Erziehung der drei Kinder usw. Ich finde, er fasst ganz großartig zusammen, was Beratung kann und was nicht: Er hatte verstanden, dass Beratung immer auch Grenzen hat, man muss sozusagen auch selber was tun – er war mit Recht stolz auf seine eigene Leistung –, *„aber man kann drüber reden und schau wie man das alles machen kann“*, also gemeinsam Lösungen finden. Dass dieses *„Drüber-Reden“* natürlich auf Seiten der Berater und Beraterinnen höchst voraussetzungsvoll ist, darum soll es in diesem Vortrag gehen.

Das Zitat stammt aus einem der Forschungsprojekte, an denen ich am Deutschen Jugendinstitut beteiligt war zur Sozialpädagogischen Familienhilfe. In diesem Kontext wurden sowohl quantitative als auch qualitative Erhebungen gemacht, insbesondere auch Interviews mit Familien, die in sehr schwierigen Lebenslagen lebten und eine Zeit lang Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) erhalten hatten (vgl. dazu Helming 1999). Ich habe die Mütter und Väter gefragt nach ihrer Sicht auf ihr Leben, nach ihrer Biografie, was ihnen aus ihrer eigenen Sicht geholfen hat, was sie besonders positiv an der Zusammenarbeit mit den SozialpädagogInnen fanden. Dazu kommen Interviews mit Frauen, deren Kinder in Obhut genommen waren (vgl. dazu Helming 2002), aber auch Interviews mit Sozialpädagoginnen und -pädagogen, Fallbegleitungen, Fallanalysen usw., und im 2011 abgeschlossenen Projekt „Pflegekinderhilfe in Deutschland“ Interviews mit Herkunftseltern, deren Kinder in Pflegefamilien leben (Kindler u.a. 2011; Helming u.a.2011). Aus dieser Forschung möchte ich Ihnen zusammenfassend einige Gedanken zur Anforderung an die Kompetenz von Familienberaterinnen und Beratern – vor allem gegenüber Eltern in schwierigen Lebenslagen vorstellen, ergänzt durch Evaluationsergebnisse aus internationaler Forschung.

³ Das Zitat ist entnommen dem Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe, Helming u.a. 1999.

Worauf zielt Beratung ab?

Der Anlass von Beratung ist zumeist irgendeine Schwierigkeit, das ist im Alltag wie in der professionellen Beratungssituation so. Wir werden um Rat gefragt, es gibt Unsicherheiten, Zweifel, Probleme; jemand weiß nicht weiter, will im Gespräch mehr Sicherheit gewinnen über sein zukünftiges Handeln, braucht materielle Unterstützung oder auch Ermutigung, Lob usw. Beratung zielt darauf ab, einen „Beitrag zu leisten zur Verbesserung der Lebensqualität und der Lebenschancen von KlientInnen, die Fähigkeiten des Hilfesuchenden zur Selbsthilfe zu entwickeln und zu qualifizieren, ... bereitgestellte Ressourcen zu erschließen und für ihn zugänglich zu machen sowie Umweltbedingungen so zu verändern, dass Benachteiligungen vermindert oder kompensiert werden.“ (Grözinger 1991: 8, zit. in Pfeifer-Schaupp 1995: 21).

Dazu ein Beispiel.⁴

Familie Mertz ist eine Kernfamilie mit zwei Kindern. Die Mutter ist in einem EG-Land geboren, aber bereits seit ihrem zweiten Lebensjahr in Deutschland. Die Eltern haben sehr jung geheiratet, als das erste Kind auf die Welt gekommen ist. Die Familie hatte große Schulden; die Kinder hatten einige Male Läuse, was zu Problemen im Kindergarten führte; Frau Mertz hat große gesundheitliche Schwierigkeiten, sie ist Epileptikerin, hatte starke Kreuzschmerzen und kaputte Zähne. „Frau G. und Frau S. (Familienhelferinnen) kamen am Anfang zu zweit und haben immer wieder Tipps gegeben, wie man es ein bisschen besser machen kann.“

Frau Mertz brauchte die persönlichen Gespräche, um aus sich herauszukommen: „Und sie hat mir oft angeboten, zu reden, weil ich kann nicht gut aus mir raus“.

Den Unterschied zu anderen Formen von Unterstützung beschreibt sie damit, dass sie sich angenommen fühlte, in ihren Fähigkeiten anerkannt, dass sie ermutigt wurde: „Weil sie hat z.B. - wie andere Leut das machen - nicht gesagt: Du kannst das nicht, hau ab. Sondern sie hat gesagt: Probiern, probiern, probiern. Und sie hat auch erkannt, was ich alles kann, und sie hats auch immer wieder gesagt. Weil ich hab damals schon versucht, eine Halbtagsstel-

le oder einmal die Woche eine zu kriegen, und weil ich ziemlich viel abgewiesen geworden bin, hat sie immer wieder gesagt: Probiern Sie es halt noch mal. Und das hat mir auch immer wieder Selbstvertrauen gegeben.“

Die Eltern schätzen an der Familienhelferin, dass sie als „normale“ Menschen akzeptiert und von ihr nicht abgewertet worden sind. Frau Mertz: „Und dadurch, dass sie uns als ganz normale Menschen angenommen hat, und auch seine Familie, nicht so wie andere Leut, die sagen: Schau dir die an.“

Wenn man abstrakt zusammenfasst, dann schildert Frau Mertz retrospektiv die Integration folgender Elemente eines konstruktiven Beratungsprozesses:

- Emotionale Unterstützung: Ausdruck von Engagement, Wertschätzung und Respekt; Beziehungsgestaltung
- Problemlösendes Tun: Unterstützung bei der Sammlung von Informationen und dem Austarieren, Herausfinden von Möglichkeiten, damit man sich besser organisieren kann oder wichtige Information hat für die jeweilige Situation, in der man sich befindet.
- Instrumentelle Unterstützung: praktische Hilfe und Entlastung, Orientierung an inner- und außerfamiliären Ressourcen, die gemeinsam mit der Familie gefunden, entwickelt und nutzbar gemacht werden müssen.

In einem Beratungsprozess entstehen jedoch heikle Balancen, es kann auch ein Zuviel an Expertise eingebracht werden. Eine Familienhelferin beschreibt eine Situation, in der ihre zuviel-an-Hilfe-Vorschläge von einer Mutter unterlaufen wurden, folgendermaßen: „Ich hab ihr sehr viele Angebote gemacht, über den sozialpsychiatrischen Dienst, regelmäßige Unternehmungen, sei es Café, sei es Schwimmen gehen, sei es sonstige Gespräche, Unternehmungen mit den Kindern. Angebote: Was brauchst Du? Egal. Ja was denn? Und dann so eine ganze Palette runtergebetet, weil ich dachte, vielleicht rafft sie nicht, was ich damit meine. ... Und von ihr wollte ich: Was tust du jetzt für deine Psychohygiene, was machen wir miteinander? ... Und dann hab ich ihr gesagt, ich möchte, dass sie den Fernseher ausmacht, wenn ich komme. Ich käme ja eigentlich, um sie zu unterstützen in verschiedenen Sachen. Und was sie denn sonst noch von mir wollte? Da kam nichts mehr. Dann kam ich wieder mit dieser Riesenpalette von Möglichkeiten.“

⁴ Aus einem Interview, geführt im Rahmen des Projektes „Sozialpädagogische Familienhilfe in Deutschland“ des DJJ, siehe dazu Helming u.a. 1999.

Warum nicht sozialpsychiatrischer Dienst usw.? Und irgendwann ließ sie mich dann nicht mehr rein.⁶

Das Problem eines möglichen Zuviels an Expertise war im Beispiel eher praktisch orientiert,⁶ aber gerade in der Beratung von Familien gibt es auch eine Gefahr des „Zu-Viel“ an Expertise durch Pädagogisierung und Verwissenschaftlichung vor allem auch der Eltern-Kind-Beziehungen mit dem Tenor der Optimierung. „Erziehung ist heute zu einem Leistungssport geworden“, so der dänische Familientherapeut Jesper Juul.⁷

Das Herz des Familienlebens sind intime, einzigartige und persönliche Beziehungen. Der Optimierungsgedanke in Bezug auf diese intimen, einzigartigen und persönlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern kann einerseits eine destruktive Seite haben, indem dadurch die Beziehungen in gewisser Weise standardisiert, gemessen und funktionalisiert werden in Richtung auf einen „Erfolg“ (vgl. Hermans 2012; Ungar 2013⁸). Andererseits hat es noch nie so viele reflektierende, bewusst erziehende und in ihrer Erziehung selbstkritische Eltern gegeben hat, die alles darauf ausrichten, dass ihr Kind keinen Schaden nimmt, und die es gezielt fördern wollen (Henry-Huthmacher/Borchard 2008). Reflexivität der Eltern – so eine ältere englische Studie – ist ein Indikator für Bindungssicherheit von Kindern (Fonagy/Target 1997; Fonagy et. al. 2004). Das Ausmaß der Fähigkeit der Eltern zur Reflexivität hatte direkte positive Implikationen auf ihre Beziehung zum Kind.

3. Das Konzept des „Doing Family“ als Basis von Familienberatung

Die Basis jeder Familienberatung muss also sein anzuerkennen, dass jede Familie ihre eigene Art und Weise des „Doing Family“, der Herstellung

von Beziehungen hat. Dabei geht es um eine Sichtweise von Familien als einer Lebensform, die auf der Basis von alltäglichen Fürsorgeleistungen und in Interaktionen „hergestellt“ werden muss (vgl. Jurczyk 2007. „Doing Family“ bedeutet – leider haben wir keinen äquivalenten deutschen Begriff – dass Familie das ist, „was man aus ihr in Interaktionen macht“ (Schweizer 2007, S. 109). Dieses „Doing Family“ meint Prozesse, „in denen in alltäglichen und biographischen Interaktionen Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird. „Doing Family“ bedeutet Familien zu verstehen als emotionsbasierte Systeme von Interaktionen und Beziehungen mit

- Fokus auf gegenseitiger Fürsorge zwischen Generationen und Gender-Gruppen
- Notwendigkeit von Co-Präsenz
- Vielfalt von Familienformen, Interaktionen, Haltungen

Familie leben bedeutet Verknüpfung von alltäglichen und biographischen Prozessen (vgl. Jurczyk 2007). Wenn wir Familie auf diese eher interaktionale Weise denken,⁹ hat das Konsequenzen für die Art der Unterstützung und Beratung von Familien. Man bezieht ein, dass Familien sehr unterschiedliche Wege in der Gestaltung ihres Lebens entwickeln und sich ganz unterschiedlichen Herausforderungen gegenüber sehen, z. B. in unterschiedlichen Ethnien bspw. oder Familienformen wie bspw. Alleinerziehenden und respektiert die Leistung von Familien für die Gesellschaft. Dabei gilt es zu sehen, wie komplex allein die innerfamilialen Beziehungen sind, dadurch geprägt, dass jedes „Ich“ in der Familie mit seiner jeweiligen Herkunft und Lebensgeschichte, mit Geschlecht als sozialem Konstrukt, seiner Leiblichkeit und den Sinnen, mit individuellen Mythen und Leitmotiven seines Lebens und seiner Lebenserfahrung dazu beiträgt, ein „Wir“ herzustellen, die Lebenswelt der Familie als Ganze und als Mikrokosmos der Gesellschaft.

So entsteht aus einer Integration der individuellen Geschichten eine Familien-Geschichte, die durch viele Faktoren moduliert werden, die wiederum die individuellen Geschichten und Entwicklungen beeinflussen:

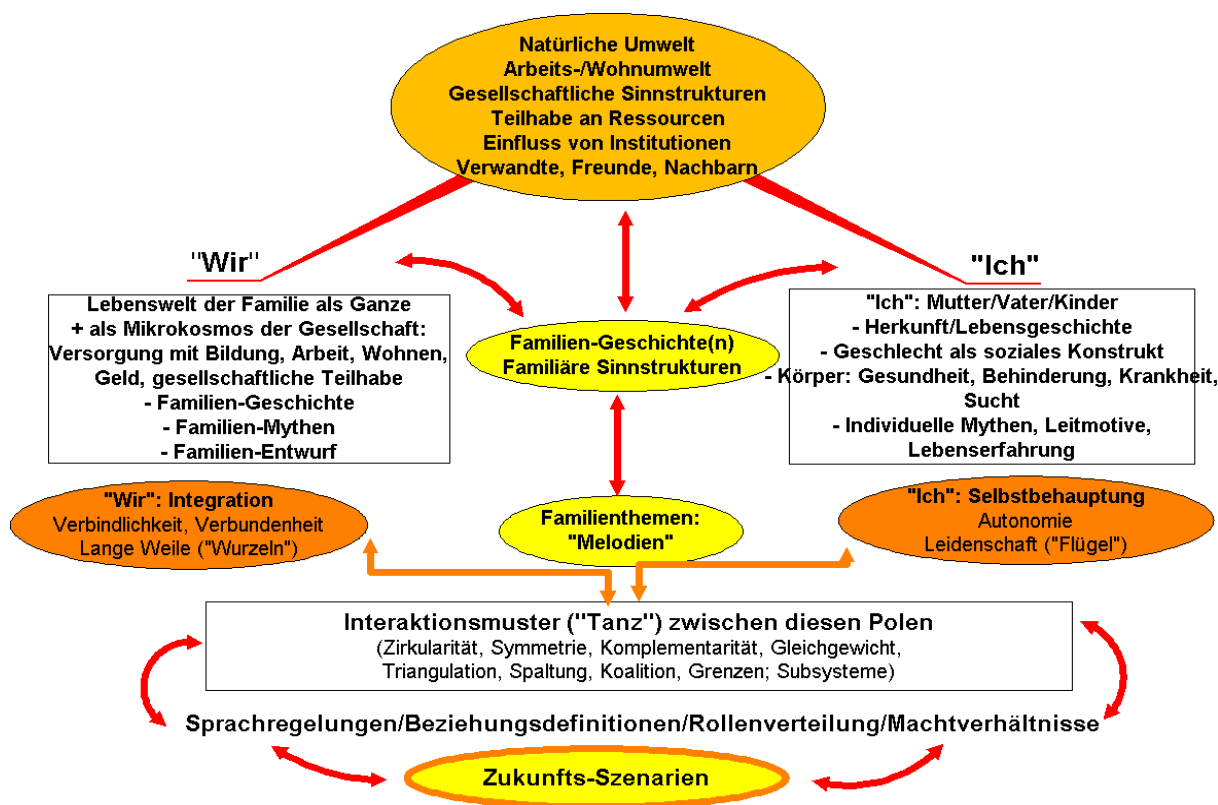
⁵ Aus einem Interview, geführt im Rahmen des Projektes „Sozialpädagogische Familienhilfe in Deutschland“ des DJI, siehe dazu Helming u.a. 1999.

⁶ Allerdings werden im Zitat werden auch noch andere Probleme deutlich, die vermutlich einen konstruktiven Beratungsprozess verhindern: Abwertung der Mutter: „vielleicht rafft sie nicht ...“, Übergriffigkeit: Mutter soll den Fernseher ausmachen; Bedrängen: „Was tust Du für deine Psychohygiene?“ usw.

⁷ Zitat auf der Internetseite: www.familylab.de/

⁸ Interventionen können auch Schaden zufügen, insbesondere können sie für Kindern mit weniger Stress und guten Ressourcen eher unnützlich und intrusiv sein, im Gegensatz zu Kindern, deren Wohl massiv gefährdet ist, so z. B. Ungar 2013; vgl. auch Schmitt 1999.

⁹ In Anknüpfung auch an die Vorträge von Klaus Schneewind und Eva Wunderer auf der Tagung.



(nach Welter-Enderlin 1993)

Daraus entstehen:

- Sinnstrukturen, die dem „Doing Family“ ein Dach geben: Gibt sich die Familie bspw. einen eher religiösen Sinn in der weitesten Definition oder einen eher säkularen Sinn?¹⁰
- Familien leben gemeinsame „Melodien“, die dem alltäglichen Handeln eine Richtung verleihen, was z. B. wird als besonders wichtig erachtet: Selbstständigkeit oder Familialität? Anpassung an gesellschaftliche Normen oder Selbstverwirklichung; Traditionalität oder Modernität?
- Es entstehen typische Familiethemen (wie z. B. wiederkehrende Benachteiligungen oder nicht klappende Balancen).

Dies einzubeziehen in jegliche Familienberatung wird dann zu dem, was Frau Mertz im obigen Beispiel nennt: „*Sie hat uns als **normal** angenommen*“.

Wie relevant gerade auch die Beachtung der Familiendynamik ist, so dass es in der Beratung von Familien nicht um Anleitung und fürsorgliche Belehrung geht, sondern um viel mehr, zeigte auch eine Analyse der Wirkung von Sozialpädagogischer Familienhilfe (SPFH) in der DJI-Studie zu SPFH in Bayern. Es ergaben sich drei besonders günstige Bedingungen hinsichtlich eines Erfolges von SPFH: Es arbeiteten in den Familien Fachkräfte, die mehr als drei Jahre Erfahrung in diesem Arbeitsgebiet hatten, deren SupervisorIn hatte eine therapeutische Ausbildung/Praxis, „Familiendynamik“ war als erster Arbeitsbereich gesetzt (vgl. Helming 2011).

4. Mehrdimensionalität von Problemen in Familien

Probleme von Familien sind zumeist mehrdimensional, Situationen, in denen Familien beraten werden, weisen häufig die Merkmale „schlecht strukturierter Problemlagen“ auf (Heiner 1988):

- Die Beschreibung der Beschaffenheit der Probleme ist schwierig (Diffusität) und die wechselseitige Verknüpfung und Beeinflussung der Elemente sind zu beachten (Vernetztheit). Materielle Probleme beispielsweise, die vielleicht von außen leicht lösbar erscheinen, können eine bestimmte Dynamik innerhalb von Beziehungen erhalten, die Lösungen sehr schwierig machen.

¹⁰ Es geht mir hier und in den folgenden Punkten **nicht um eine Bewertung** der nur holzschnittartig als Beispiele aufgeführten Alternativen.

- Es muss eine große Anzahl von Elementen berücksichtigt werden (Komplexität).
- Es sind mehrere Zielsetzungen gegeben, die sich widersprechen können (Zielkonflikte). Mütter, Väter, Kinder, Mädchen und Jungen, ältere und jüngere Kinder könnten jeweils Unterschiedliches wollen, unterschiedliche Sichtweisen haben auf ihre Familie.

Die niederländische Familientherapeutin Katie Weille (2012) spricht von Familienleben als „*Achterbahn*“. *„Elternschaft bedingt eine enorme Vulnerabilität von allen Eltern. Eltern sind verletzlich durch unsere professionellen Beurteilungen, sie sind verletzlich gegenüber ihrem eigenen Gefühl von Versagen, es schmerzt sie, wenn ihre Kinder verletzt sind, die Drohung von Verlust lauert immer.“* (ebd. S.5, Übersetzung d. Vf.).

Sie plädiert in dieser Hinsicht dafür, jegliche psychosoziale und auch medizinische Ausbildung von Fachkräften, die mit Eltern, mit Familien zu tun haben, müsse curriculare Elemente enthalten, die sich auf die Ambivalenzen und Dilemmata von Elternschaft beziehen, in denen Fachkräfte üben, die Interaktionen mit Eltern konkret zu gestalten. Jesper Juul spricht in diesem Sinn von Laboratorium, Familienberatung muss eher einem Laboratorium entsprechen, *„in dem man finden, wieder finden, erfinden und mit seiner eigenen Art und Weise, seine Familie zu entwickeln, experimentieren kann“* (www.familylab.de/).¹¹

5. Grundkompetenz: Balance vielfältiger Ambivalenzen

Das bedingt, dass in der Beratung von Familien ebenfalls vielfältige Ambivalenzen zu bedenken sind, Ambivalenzen, die zu balancieren eine Grundkompetenz in der Beratung von Familien darstellt:

- Widersprüchlichkeit der Aufträge und Perspektiven
- Spannungsverhältnis: Unterstützung der Eltern bzw. der gesamten Familie – Schutz der Kinder
- Ressourcenorientierung – ohne die Defizite/Schwierigkeiten der Familien außer acht zu lassen
- Beratung ist Fremdhilfe zur Selbsthilfe: Anspruch der BeraterIn an die Familie,

sich zu verändern – Veränderungsbereitschaft der Familie selber¹²

- Anpassung der Familien an gesellschaftliche Normen, Notwendigkeit der Integration – Selbstbehauptung und Eigensinn/individuelle bzw. familiäre Lebensentscheidungen
- Persönliches Engagement in der unmittelbaren Beziehung zu den Familien – Methodik und Pragmatismus der Professionalität
- Arbeit am Einzelfall versus Gemeinwesenarbeit und sozialpolitisches Einmischen, um die Strukturen zu verändern, die zu den Problemen geführt haben (wie bspw. Arbeitslosigkeit, Bildungsbenachteiligung, Defizite kommunaler Infrastruktur ...)

6. Weitere Aspekte eines Kompetenzprofils in der Familienberatung

a) *Fähigkeiten methodischen Handelns*

Auf einer abstrakten Ebene ist professionelles Handeln immer auch methodisches Handeln, also es geht um *Fähigkeiten methodischen Handelns*:

- Analyse der Rahmenbedingungen
- Analyse der Situation und der Probleme
- Bestimmung und Operationalisierung von Zielen und Herausarbeiten des *Anliegens* der Familien¹³
- Planung von Handlungen (einzelne Situationen und konzeptionell)
- Analyse der Handelns in Entscheidungssituationen
- Analyse des Handelns in kritischen Situationen (Handlungsregeln)
- Selbstevaluation
- Begründung und Dokumentation
- Transparenz und Intersubjektivität (nach Hiltrud von Spiegel)

¹² Siehe auch unten, Punkt 6d.

¹³ Vgl. dazu Mathys u.a. 2013, Absatz 5: „Der Unterschied zwischen Modellen, die in den Kategorien von Problemen, Zielen und Planstrukturen denken und dem Konzept des Anliegens ist von Bedeutung: In der Problemstellung ist bloß ein Sachverhalt konstatiert, aus dem höchstens implizit Leitlinien für die Problembearbeitung zu erschließen sind. Im Anliegen hingegen wird festgelegt, was mit der Problemstellung im Beratungsgespräch gemacht werden soll [...]. Das Anliegen beinhaltet also eine stärker interaktive Komponente, welche einerseits die BeraterInnenkompetenz mit einschließt und andererseits auch die ‚latente Problemorganisation‘ [...] erfasst. Auch in der narrativen Konzeption des Anliegens sind diese beiden Aspekte, insbesondere der Letztere, von Bedeutung.“

¹¹ Dem entspricht ja auch das von Klaus Schneewind auf der Tagung vorgestellte Elterncoaching-Konzept „Freiheit in Grenzen“.

Inhaltliche Grundlagen methodischen Handelns

- Lösungsorientiertes, ressourcenorientiertes Denken - ein Ansatz, der in der sozialen Arbeit, die mit Defiziten/Schwierigkeiten/Problemen zu tun hat als Ausgangspunkt ihres Tätigwerdens, keineswegs selbstverständlich ist und einige Übung verlangt; Integration von Achtung und Respekt den Familien gegenüber als Basis des Handelns.
- Strukturiertes Handeln in Balance mit dem Einlassen auf den eher diffusen und chaotischen Alltag
- Systemisches Wissen und Denken: die Familien innerhalb der größeren sozialen Systeme wahrnehmen, das System der Familie selbst erkennen, zu kontextuellem Denken fähig sein;
- Fähigkeit zu Selbstreflexion und Selbstevaluation, zur Hypothesenbildung und -überprüfung, zum Verwerfen der eigenen Hypothesen
- Kooperationsfähigkeit und Aushandlungskompetenzen in viele Richtungen, sei es in der Zusammenarbeit mit der Familie, sei es mit anderen Institutionen und/oder Professionen.

b) Soziale, familien- und kontextbezogene Kompetenzen

Beraterinnen müssen fähig sein, auf die aktuelle Situation der Familie einzugehen – Eltern, dort abholen, wo sie stehen, nennt man das manchmal – leichte programmatische Sätze, die natürlich höchst komplex umzusetzen sind.

In einer Übersicht über britische, australische, kanadische und US-amerikanische Forschungsstudien in den Jahren 2000 – 2009 (C4EO 2010), in denen es um wirksame Hilfen für Familienging, deren Mitarbeit nur schwer zu gewinnen und die sich einer Veränderung und der Zusammenarbeit tendenziell widersetzen, wird hervorgehoben, dass Beraterinnen und Berater einen

- biografischen
 - familiengeschichtlichen und
 - ökologischen Ansatz verfolgen sollten.
- *Biografisch*: Einbezug der Lebensgeschichte der Eltern mit ihren Erfahrungen von Benachteiligung, in welcher Form auch immer, sei es durch soziale Deprivation, durch Genderdummheiten, Vorerfahrungen von emotionaler oder physischer Gewalt.
 - *Familiengeschichtlich*: Berücksichtigung der Verstrickung von Eltern in ihre eigene Herkunftsfamilie, aber auch Möglichkei-

ten der Unterstützung durch das erweiterte Familiensystem, Bindungen und Beziehungen fördern, manchmal wieder aufbauen helfen ...

- *Ökologisch*: Organisation von sozialer Unterstützung, Arbeit an der Integration von Eltern und Kinder in die Kommune, soziale Verbundenheit fördern.

Was die Berücksichtigung dieser drei Aspekte bedeutet, möchte ich mit den Worten eines großen Soziologen des 20. Jahrhunderts, Pierre Bourdieu (1997, S. 786) sagen: Es geht auch darum, „sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den die KlientInnen im Sozialraum einnehmen, um sie von diesem Punkte aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für sie zu ergreifen [...], [das] heißt eben nicht, das Selbst auf den anderen zu projizieren [...]. Vielmehr geht es darum, ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des anderen anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert, deren Produkt er ist, d.h. die Lebensgeschichten in ihrer Einzigartigkeit und Allgemeinheit zu verstehen.“ Bourdieu hat in seinem Buch „Das Elend der Welt“ (1997) insbesondere hingewiesen auf das Leid, das durch soziale Positionierung am gesellschaftlichen Rand entsteht, in dem Menschen die Anerkennung ihres So-Seins versagt wird, und sie sich diese häufig ja auch selbst versagen. Der Sozialphilosoph Axel Honneth spricht davon, dass in unserer Gesellschaft, in der wir das Problem des Hungers so weit gelöst haben, soziale Anerkennung ein zentrales Bestreben ist: „Anerkennung ist ein Schlüsselbegriff unserer Zeit. Gesellschaftliche Konflikte werden von den Beteiligten meist nicht nur als Kämpfe um materielle Besserstellung beschrieben, sondern ebenso als Kämpfe um Anerkennung. Menschliches Sozialverhalten wird auch vom Bemühen motiviert, emotionale Zuwendung, Achtung, Respekt und individuelle Wertschätzung zu erlangen. Die Erfüllung von Anerkennungsbedürfnissen ist eine notwendige Bedingung für die Ausbildung unbeschädigter intersubjektiver Beziehungen und personaler Identität.“¹⁴

Grundprinzipien der Anerkennung in der Beratungssituation sind dabei in gewisser Weise Zuhören und Fragenstellen, statt Behaupten und Beschreiben. Danach zu fragen und aufmerksam zu

¹⁴ Aussage auf der homepage des Instituts für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt: <http://www.ifs.uni-frankfurt.de/forschung/erkennung/index.htm>; [21.1.2013].

hören, was andere denken und wollen, warum sie handeln, wie sie es tun: Auf der Basis von respektvoller Neugier sollte dies die Grundhaltung von TherapeutInnen und BeraterInnen sein. Gutes Zuhören ist eine große Kunst, normalerweise fängt beim Zuhören sofort der eigene „Film“ an: Wir lehnen ab, befürworten, finden eigene Erinnerungen usw., wir identifizieren oder distanzieren uns. Wenn wir dem eigenen „Film“ zu sehr Aufmerksamkeit geben, kann es sein, dass wir z.B. gleich anfangen, eine

- eine Erklärung für das Verhalten zu geben: „Das ist doch klar, wenn Sie sich so verhalten, dann ...“
- trösten: „Das kann doch jedem passieren ...“
- beschwichtigen: „Morgen denken Sie schon nicht mehr dran ...“
- Inquisitorisches Nachfragen: „Wie kommt das? Warum ...?“
- einen Ratschlag geben: Sofortlösung vorschlagen
- die Reaktion des Gegenüber abwerten: „Regen Sie sich doch nicht darüber auf“ oder: „Das ist doch nicht so schlimm ...“, „Das bilden Sie sich nur ein ...“
- die Reaktion verändern wollen: „Wenn Sie einfach etwas gelassener wären ...“ u.a.m.

Zuhören ist der erste Schritt, anderen Wertschätzung zu erweisen. Achtsames Zuhören ist mehr als Worte aufnehmen: *„Wir verstehen besser, wie und warum andere zu ihrer Sichtweise gelangt sind. Dieses Verstehen befähigt uns zu gegenseitiger Achtung und Vertrauen; wir fühlen uns frei, unser Bewusstsein zu öffnen und die Skala der möglichen Problemlösungen zu erweitern.“* (Shafir 2001, S. 19). Familien „verstehen“ zu wollen in diesem Sinn“ ist nicht moralisch gemeint, als Vergeben oder Verzeihen; Verstehen von Handlungen entlässt die Akteure nicht aus der Verantwortung. Es bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, herauszufinden, „wie die Dinge wirklich sind“, sondern ein Einlassen auf einen Gedankenaustausch, in dem besser wahrgenommen wird, wie *„Dinge, Ereignisse, Verhaltensweisen, Selbst und Umwelt“* miteinander verbunden sind (von Schlippe/Schweitzer 1996, S. 199).¹⁵

¹⁵ Gegenüber Personen, die in der Kindheit Vernachlässigung und Misshandlungen erlebt haben und damit wenig Gefühl für ihre eigene Handlungsfähigkeit haben, ist so etwas notwendig wie „Co-Konstruktion“, „Mentalization Based Treatment“: Die Therapeutin muss einen mentalisierenden Standpunkt einnehmen, d.h. versuchen, durch verstehendes Nachvollziehen, dass aber offen bleibt für Korrektur, gewissermaßen auch bei der KlientIn Neugier für sich selbst hervorzurufen unter der Annahme, dass die KlientIn die ExpertIn ihrer eigenen Gedanken und Gefühle ist. Wenn Therapeutinnen gegenüber Personen eine Interpretation oder Meinung äußern, *„gebrauchen sie Formulierungen wie Ich frage mich, ob vielleicht ...“ und sie sind bereit, ihre Meinung zu modi-*

Offene Fragen zu stellen heißt dann, die selbstverständlichen und impliziten Deutungsmuster, derjenigen, die beraten werden, „in Frage zu stellen“; denn etliche Interpretationen/Bewertungen von Realität, vor allem im Bereich unserer sozialen Konstrukte, schränken unsere Handlungsfähigkeiten so ein, dass wir nach anderen suchen (sollten oder wollen).

KlientInnen erwarten ja auch einerseits von BeraterInnen einen gewissen *Überhang* an Wissen und Erfahrung; sie erwarten, dass BeraterInnen aktiv Informationen geben, Vorschläge einbringen, Regeln definieren, Hintergründe, Beispiele und Möglichkeiten aufzeigen – und möglicherweise auch das Denken öffnen gegen gesellschaftliche *Mainstream-Vorstellungen* (z. B. in Stieffamilien, dass Stiefväter häufig versuchen, Autorität auszuüben, unterstützt von den Müttern, bevor diese durch einen emotionalen Beziehungsaufbau von den Kindern akzeptiert wird; in Familien alleinerziehender Mütter, dass diese ohne Mann nicht in der Lage sind, Kindern gegenüber ausreichende Autorität zu verkörpern usw.). Das wiederum beinhaltet die Gefahr, dass ExpertInnen in der Beratung ihren „Überhang“ an Wissen in einem bestimmten Bereich als Definitionsmacht über die NutzerInnen von Beratung ausüben, worauf ich anfangs schon hinwies.

In Bezug auf Vorgehensweisen in der Zusammenarbeit mit der Familie bedeutet dies:

- Fähigkeit zur Balance aus freundlicher Anbindung und professioneller Distanz
- Arbeitsbündnis herstellen im Prozess einer gemeinsamen Zielfindung unter Klärung der Aufträge, Transparenz der Arbeit
- Vielfältige Beratungsansätze und Gesprächsführung: Zuhören und Fragen stellen; kreative Ansätze: Skulptur, Rollenspiel, Strukturierungshilfen im Alltag, Rituale, Familiengeschichte mit Bildern, Metaphernarbeit, Fantasie für Lösungsmöglichkeiten, Hypothesenbildung

fizieren und Fehler zuzugeben.“ (Bateman/Fonagy 2006, S. 303, Übersetzung d.Vf., zitiert nach Schiavone/Links 2013, S. 236). Diese Haltung erlaubt Klientinnen und Klienten, ihre Umgebung selbst zu gestalten und ihre Erfahrungen zu reflektieren, und so wird ihre eigene Handlungsfähigkeit gefördert.

- Strukturierung von Familien-“Konferenzen“, Paargesprächen
- Austausch – und Vermittlungsprozesse in Gang bringen auf verschiedenen Ebenen: Zwischen Kindern und Eltern, Vater und Mutter, Geschwistern, zwischen der Familie und Verwandten, Nachbarn und dem weiteren Umfeld: Institutionen, Behörden usw. wie Kitas und Schulen, Gesundheitssystem usw.

c) *Selbstbezogene Kompetenzen*

Die bereits zitierte britische Übersicht (CE4O 2010) über Forschungsstudien in Bezug auf effektive Vorgehensweisen in der Arbeit mit Familien konstatiert, dass die Haltungen und das Verhalten der individuellen Fachkräfte eine wesentliche Wirkung in Bezug darauf hatten, ob Familien die Unterstützung aktiv annahmen. Der CE4O-Bericht geht vorsichtig davon aus, dass es nicht nur der *Typus* der Intervention ist, sondern auch die *Art der Beziehung*, die zwischen BeraterIn und Familie entsteht, eine Wirkung auf den Erfolg hat – was wir ja auch aus der Therapieforschung wissen und was gleichermaßen für Beratung gilt. Die eigene Praxis der Beziehungsherstellung und die der Adressierung von KlientInnen gilt es sich also bewusst zu machen (vgl. auch NZFH 2012, S. 39). Auch Eileen Munro (2009, 2011), die sich intensiv mit dem britischen Kinderschutzsystem beschäftigt hat und eine Vorgehensweise der Auswertung und Analyse von schwierigen Fallverläufen entwickelt hat, betont die Notwendigkeit emotionaler Intelligenz von Fachkräften, von Reflexionsfähigkeit als wichtigem Faktor im Kinderschutz.

Es wird im CE4O-Bericht darauf hingewiesen, dass auch Fachkräfte auch Widerstände haben können, was die Arbeit mit bestimmten Familien betrifft. Dabei geht es nicht darum, dass Fachkräfte keine negativen Gefühle haben dürfen, sondern diese wahrnehmen und sie regulieren zu können (vgl. dazu auch Kuhl 2009): *„Eltern rufen unsere stärksten emotionalen Antworten hervor. Vielleicht weil wir uns alle damit identifizieren können, ein Kind zu sein, und die meisten von uns können sich auch identifizieren damit, ein Elternteil zu sein. Das macht eine Menge persönlicher Reaktionen aus“* (Weille 2012).

Im Prinzip sind hier traditionelle Werte Sozialer Arbeit angesprochen, aber wir können keineswegs annehmen, dass sie in der Praxis immer auch gelebt werden. Forrester et al. (2008a and b) haben bspw. in zwei Studien die *Kommunikationsfähigkeit*

von SozialarbeiterInnen untersucht. In einer Studie (Forrester et al 2008a) wurden die Gespräche der an der Studie sich beteiligenden SozialarbeiterInnen mit schauspielenden Sozialarbeitsstudentinnen, die die Rolle einer Mutter mit Alkoholmissbrauch spielten, auf Band aufgenommen. Die SozialarbeiterInnen sollten ihre Besorgnis um das Wohl der Kinder zum Ausdruck bringen und Hilfe anbieten. Die Studentinnen, die die Mütter darstellten, wussten nicht, was genau die Ziele der Studie waren Sie sollten schwieriges, ablehnendes Verhalten simulieren, also die Probleme leugnen, verkleinern, oder aber auch zugeben und sich öffnen, je nach Gesprächssituation. Die SozialarbeiterInnen nutzten eine Reihe von Kommunikationsmethoden, aber überraschend fanden die ForscherInnen, dass die Fachkräfte – und die meisten waren durchaus erfahren – sehr viele geschlossene Fragen benutzten. Dabei schien insbesondere der Gebrauch von komplexer Reflexion und von offenen Fragen die „KlientInnen“ am meisten zu bewegen, sich zu öffnen.¹⁶

In der zweiten Studie wurden SozialarbeiterInnen gebeten, auf eine Reihe typischer Statements von Eltern in hypothetischen Interviews eine Antwort zu geben. Die Studie ergab, dass die Fachkräfte im Großen und Ganzen einen sehr konfrontierenden Stil zeigten, wenig zuhörten, wenig nachfragten, eher direkt die Anmerkungen der KlientInnen herausforderten, in Frage stellten oder ignorierten. Problematisch kann es allerdings auch auf der anderen Seite werden, wenn Fachkräfte der Sozialen Arbeit unbedingt „nett“ sein möchten und – wie eine niederländische Studie herausfand (Nijnhatten et al. 2001) – in Interaktionen mit Eltern, die auf Video aufgenommen und ausgewertet wurden, in hohem Maß ihre Machtposition, die sie ja haben, wenn es um das Kindeswohl geht, möglichst herunterzuspielen und zu leugnen versuchten, was ein Misstrauen von Eltern eher noch erhöht.

Interessant sind in dieser Hinsicht auch die Ergebnisse eines kleineren Forschungsprojekts zu Theorie-Praxis-Verzahnung im Bereich der öffentlichen Jugendhilfe (Finke/Punge/Averbeck 2012): 49 Studierende der Sozialen Arbeit haben praxisbegleitend im Jugendamt gearbeitet, ein Teil von ihnen – als auch ein Teil der diese Studieren-

¹⁶ Ähnlich auch die folgende Studie: Gelingende und misslingende Beziehungsaufnahmen mit Patientinnen nach Suizidversuch (Frei u.a. 2012).

den begleitenden Fachkräfte im Jugendamt – hat sich an einer Evaluation beteiligt. Ein Ergebnis war, dass nach der Selbsteinschätzung der Studierenden Gesprächsführungskompetenzen zu den am schlechtesten ausgebildeten Handlungskompetenzen gehörten.

d) Kompetenz, Motivation für Veränderung herzustellen

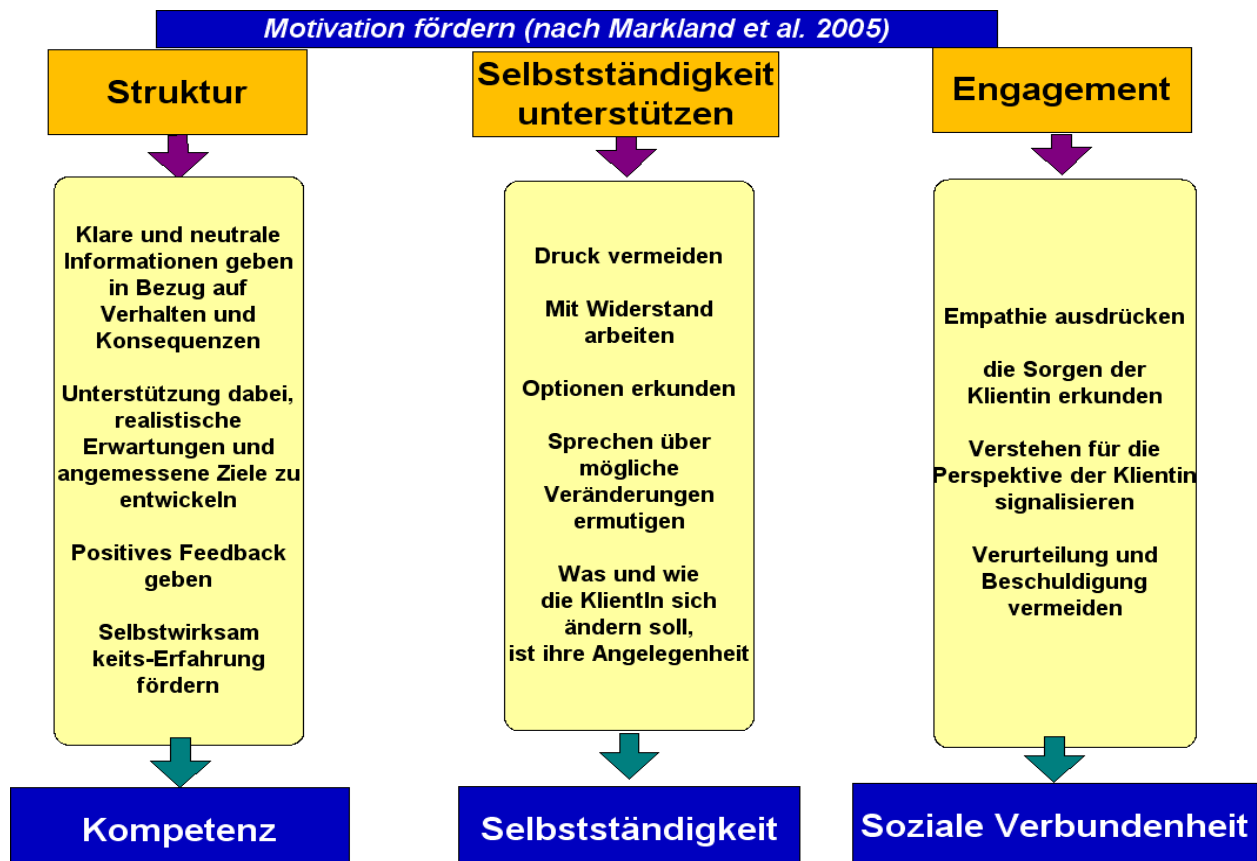
Ein wichtiger Aspekt ist die Fähigkeit, überhaupt Motivation zu Veränderungen zu fördern. Wir wissen, wie hartnäckig manche unserer emotionalen, unserer Denk- und Handlungsmuster sich Veränderungen verweigern, wie ambivalent wir schwanken können zwischen Wunsch nach Veränderung und Lösung von Problemen und Festhalten an bekannten Mustern. Hier geht es also in der Beratung wieder um den Umgang mit Ambivalenz und Widerstand, die als normale Reaktionen akzeptiert werden. KlientInnen werden ermutigt, alternative Perspektiven auf die Probleme zu bedenken (vgl. dazu auch Turnell/Essex 2006). „Neben Konzepten und Kompetenzen für ein produktives Arbeiten mit Widerstand sollten die Fachkräfte über ausdifferenzierte Konzepte zu Motivation und Willenskraft verfügen. Diese sind, ebenso wie der konstruktive Umgang mit Widerstand, ein Schlüssel zu Veränderungsprozessen.“ (NZFH 2012, S. 14). Um das Thema der Herstellung von Motivation geht es z. B. im „Motivational Interviewing“, einem

Ansatz, der aus der Suchtberatung stammt und auch in Familien mit gravierenden Problemen eingesetzt und als erfolgreich evaluiert wurde. Für entscheidend wird gehalten, dass Fachkräfte sich nicht ärgern über die negativen Gefühle von KlientInnen, die diese vermutlich mit der Akzeptanz von Unterstützung verbinden, sondern diese Gefühle anerkennen (vgl. Markland et al. 2005, S. 819). Im obigen Schaubild sind die Elemente des Motivational Interviewing zusammengefasst:

7. Entwicklung von Kompetenz

Wenn man anfängt, Kompetenzen zu definieren, besteht vielleicht die Gefahr, so etwas zu konstruieren wie die „ideale“, „perfekte“ BeraterIn, also letztlich Fachkräfte eher zu deprimieren, statt zu ermutigen. Ähnlich wie durch allzu pädagogische Anforderungen an Eltern („heilige Familie“) könnte damit eine Überforderung auch auf Seiten der Familienberaterinnen und Familienberater entstehen im Streben danach, eine „heilige“ Familienberaterin oder ein „heiliger“ Familienberater“ zu sein.¹⁷

Deshalb geht es auch um Kompetenzentwicklung und dafür bedarf es entsprechender Rahmenbedingungen. Das Britische „College of Social Work“ (<http://www.tcsw.org.uk/home/>) hat bspw. eine Grundstruktur professioneller Fähigkeiten Sozialer Arbeit in Form von neun Bereichen definiert,



wobei für jede Stufe der Tätigkeit – von der Anfängerin bis hin zur Leitungsperson – in den einzelnen Bereichen differenziert wird, in welchem *Ausmaß* die jeweilige Fähigkeit ausgebildet sein sollte. Die Bereiche sind

(www.tcsw.org.uk/pcf.aspx; Übersetzung d.Vf.):

1. PROFESSIONALITÄT: Sich als Fachkraft identifizieren und handeln, sich engagieren für eine Weiterentwicklung der Profession
2. WERTE UND ETHISCHE PRINZIPIEN: Ethische Grundlagen und Werte Sozialer Arbeit anwenden als Leitlinien professioneller Praxis
3. DIVERSITÄT: Diversität erkennen und antidiskriminierungs- und antiunterdrückungs-Prinzipien in der Praxis umsetzen
4. RECHTE, GERECHTIGKEIT UND ÖKONOMISCHE "WOHLFAHRT": Engagement für Menschenrechte, Soziale Gerechtigkeit fördern und ökonomisches Wohlbefinden
5. WISSEN: Anwendung von Sozialwissenschaft, Recht und Sozialarbeitswissen
6. KRITISCHE REFLEXION UND ANALYSE: Kritische Reflexion und Analyse nutzen, um informierte und begründete professionelle Entscheidungsprozesse bereit zu stellen
7. INTERVENTIONEN UND HANDLUNGSKOMPETENZ: Urteilsfähigkeit und Autorität in Bezug auf Einzelne, Familien und Kommunen gebrauchen, um Unabhängigkeit zu fördern, für Unterstützung zu sorgen und Schaden, Vernachlässigung und Misshandlung zu verhindern
8. KONTEXT UND ORGANISATIONEN: Sich beteiligen an, sich informieren über und flexibel handeln in den Kontexten, die die Praxis beeinflussen; effektiv arbeiten innerhalb des eigenen organisationalen Bezugssystems und zur Entwicklung von Diensten und Organisation beitragen; effektiv innerhalb interdisziplinärer und bereichsübergreifender Settings kooperieren
9. PROFESSIONELLE LEITUNG: Verantwortung für professionelles Lernen und die Entwicklung von Anderen durch Supervision,

Mentoring, Einschätzung, Forschung, Lehre, Leitung und Management übernehmen.

Professionelle Kompetenzen sind nicht fertige „Produkte“, sondern entfalten sich in einem Prozess, der allerdings bestimmte Rahmenbedingungen braucht. Sie entwickeln sich innerhalb geeigneter Arbeitsbedingungen. Gemeinsame Reflexion von Erfahrungen – bspw. gerade auch das Lernen aus schwierigen Beratungsverläufen¹⁸ – ist dabei der Königsweg, Handlungskompetenz zu erwerben. Weder abstraktes Wissen noch unreflektierte Praxis macht die Expertin/den Experten aus. Gruber und Rehl (2003) sprechen in diesem Zusammenhang von tragem Wissen, das der Komplexität des Alltags nicht gerecht wird und in alltagsnahen Problemsituationen nur unvollständig angewandt werden kann.

„Durch eine wenig anwendungsbezogene, abstrakte und künstlich systematisierte Form der Wissensvermittlung, die der Komplexität des Alltags nicht gerecht wird, kann es zu ‚trägem Wissen‘ (inert knowledge) kommen. Solches Wissen kann zwar im schulanalogen Kontext genutzt werden, in dem es erworben wurde, etwa bei Prüfungen; in komplexen, alltagsnahen Problemsituationen gelingt die Wissensanwendung jedoch oft nur unvollständig oder überhaupt nicht“ (ebd. S. 23). Aber auch Praxis allein macht noch nicht den Experten oder die Expertin, denn „Blosse, unreflektierte Praxis hat selten Lernwert“ (ebd. S. 25). Gruber/Rehl plädieren also für situiertes, fallbasiertes Lernen und Problemlösen durch reflektierte Erfahrung, insbesondere natürlich auch mit Kolleginnen und Kollegen.

Dazu braucht es auch Arbeitsstrukturen, in denen es möglich ist, gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen reflexive Handlungsweisen zu leben. Es braucht Orte und Zeit für den Austausch von Erfahrungen der praktischen Arbeit. Aber neben Selbstevaluation ist sicher auch ein Blick von außen notwendig, da wir die Tendenz haben, aufgrund von bestimmten Handlungsmustern bestimmte Informationen nicht wahrzunehmen und Handlungen im Nachhinein zu legitimieren, d. h. kognitive Dissonanz zu reduzieren. Fachkräfte in

¹⁸ Vgl. dazu das DJI-Projekt „Aus Fehlern lernen“ im Rahmen des Nationalen Zentrum Frühe Hilfen: <http://www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/praxisentwicklung/forschungsprojekt-aus-fehlern-lernen-qualitaetsmanagement-im-kinderschutz/>; Fish u.a. 2008; Munro 2009; NZFH 2011; Gerber/Backes 2012.

Teams können sich hinsichtlich ihrer Einschätzungen aneinander anpassen, Organisationen können blinde Flecken teilen. Deshalb braucht es immer wieder auch einen Blick von außen durch Supervision. Es beinhaltet eine behutsame und geduldige Fehler-Kultur, die es ermöglicht, ein Scheitern von Zusammenarbeit mit Eltern nicht nur auf die Eltern zu beziehen, die halt nicht „erreichbar“ sind, sondern genau und achtsam wahrzunehmen, wie man als Fachkraft beteiligt ist, ob z. B. das Kooperationsangebot demotivierend formuliert war, Disziplinierungs-, Abwertungs- oder gar unterschwellige Strafpulse enthielt oder Gleichgültigkeit und Resignation usw. Respekt muss auf der Handlungsebene sichtbar werden, sich ausdrücken im Sprechen, in Gesten, und dieses mit Insistenz, aber auch viel Humor und eine gewisse Leichtigkeit: *„Wir haben unser Leben nicht gelöst, wir werden auch das der KlientInnen nicht lösen.“*

Mit dem folgenden Zitat möchte ich noch einmal zusammenfassen, worum es mir vor allem geht: Der Neurophilosoph Detlef Linke spricht von Handlungsbewusstsein, das wir hervorrufen müssen, entwickeln müssen: Was tue ich, wenn ich etwas tue? – statt Absichten mit Handlungen¹⁹ zu verwechseln oder Handeln durch Regeln von vorneherein einzugrenzen: *„Eine Ethik des Denkens sollte sich auf die Seite derer stellen, die sich je unendlich neu aufgerufen fühlen, vielleicht mehr an Handlungsbewusstsein zu evozieren, als dies beim Versuch, alles in abschließbare Regeln zwingen zu wollen, gelingen kann.“* (Linke 2005, S. 48).

8. Literatur

- C4EO – Centre for Excellence and Outcomes in Children and Young People's Services (Hrsg.) (2010): Safeguarding – Knowledge Review 1: Effective Practise to protect children living in “highly resistant families”. Online verfügbar unter: www.c4eo.org.uk/themes/safeguarding/files/safeguarding_knowledge_review.pdf. [21.6.2013].
- Finke, B./Punge, D./Averbeck, B. (2012): Theorie-Praxis-Verzahnung im Bereich der öffentlichen Jugendhilfe. Ergebnisse eines Forschungsprojektes. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 63. Jg., Nr. 4/2012, 251 – 261.
- Fish, S./Munro, E./Bairstow, S. (2008): Learning together to safeguard children: developing a

multi-agency systems approach for case reviews; Online verfügbar unter: www.scie.org.uk/publications/reports/report19.asp [11.5.2012].

- Fonagy, P./Gergely, G./Jurist, E. L./Target, M. (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, P./Target, M. (1997): Attachment and reflective function: Their role in self-organization, . Development & Psychopathology, Vol.9, Issue 04, 679-700).
- Forrester, D./Kershaw, S./Moss, H./Hughes, L. (2008a): ‘Communication skills in child protection: how do social workers talk to parents?’, Child and family social work, vol 13, no 1, 41–51.
- Forrester, D./McCambridge, J./Waissbein, C./Rollnick, S. (2008b): ‘How do child and family social workers talk to parents about child welfare concerns?’, Child abuse review, vol 17, no 1, 23–35.
- Frei, M. /Grimmer, B./Michel, K./Valach, L./Boothe, B.: (2012): Gelingende und misslingende Beziehungsaufnahmen mit Patientinnen nach Suizidversuch. In: FQS - Forum: Qualitative Sozialforschung 13 (2012) Nr. 1, Art.5.
- Gerber, C./Backes, J. (2012): Risiko- und Fehlermanagement im Kinderschutz. In: Unsere Jugend, 64. Jg., Heft 7+8, 290 – 301.
- Gruber, H./Rehr, M. (2003): Wege zum Können. Ansätze zur Erforschung und Förderung der Expertise von Sozialarbeitern im Umgang mit Fällen von Kindeswohlgefährdung. Eine Expertise im Auftrag des Projektes „Kindeswohlgefährdung und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD)“. München: DJI.
- Heiner, M. (1988): Von der forschungsorientierten zur praxisorientierten Selbstevaluation. Entwurf eines Konzeptes. In: Heiner M. (Hrsg.): Selbstevaluation in der sozialen Arbeit. Fallbeispiele zur Dokumentation und Reflexion beruflichen Handelns. Freiburg: Lambertus, 7 – 40.
- Helming, E./Schattner, H./Blüml, H. et al. (1999): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Hg. durch Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer. Online verfügbar unter: www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/spfh/root.html. [21.6.2013].
- Helming, E. (1999): Hilfen für Familien in Krisensituationen. In: Zeitschrift für Pädagogik, 39. Beiheft, 1999, 53 – 168.
- Helming, E. (2001): Kinder ohne Gewalt erziehen – auch wenn das Wasser bis zum Halse steht? In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Materialien zur Familienpolitik Nr. 8, Bonn/München, 68 – 93.
- Helming, E. (2002): Die Eltern – Erfahrungen, Sichtweisen und Möglichkeiten/Grundsätze der Elternaktivierung. In: Bereitschaftspflege/Familiäre Bereitschaftsbetreuung. Empirische Ergebnisse und

¹⁹ Ein – wenn auch sehr grobes – Beispiel: Die Absicht: ein Kind zu einem guten Menschen erziehen; die Handlung: eine Ohrfeige, weil es vielleicht gelogen hat. Was „tut“ man also, wenn man das „tut“: Gewalt ausüben.

- praktische Empfehlungen (2003) (BMFSFJ (Hrsg.) (2002) Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 231, 139 – 275. Online verfügbar unter: http://www.google.de/#site=&source=hp&q=handbuch+bereitschaftspflege&oq=Handbuch+Bereitsc&gs_l=hp.1.0.0i30.1444.5009.0.6449.17.13.0.4.4.0.2.11.1705.1j11j1.13.0...0.0...1c.1.17.hp.iz5KAJFwg6c&bav=on.2.or.&bvm=bv.48293060.d.bGE&fp=d0b652254a129066&biw=1024&bih=1123. [21.6.2013].
- Helming, E. (2011): Arbeitsweise und Wirkung der Sozialpädagogischen Familienhilfe In: Mascenare, M./Hiller, S./Fischer, K. (Hrsg.): Outcome in der Jugendhilfe gemessen. Freiburg: Lambertus, 2011, 19-24.
- Helming, E./Wiemann, I./Ris, E. (2011): Die Arbeit mit der Herkunftsfamilie, in: Kindler, H./Helming, E./Meysen, Th./Jurczyk, K., Handbuch Pflegekinderhilfe, DJI München, 524-559.
- Helming, E. (2012): Jugendhilfe zwischen Kontrolle und wirksamer Unterstützung von Pflegefamilien. In: PFAD – Fachzeitschrift für die Pflege- und Adoptivkinderhilfe, Jg 26, Heft 3, August 2012, 8-11.
- Henry-Huthmacher, C./ Borchard, M. (Hrsg.) (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hermans, J. (2012): Parenting support in Europe. What it brings and what it can take away. www.youthpolicy.nl/yp/downloadsyp/Think-parents-plenary-presentation-Think-parents-Jo-Hermans.pdf. [21.1.2013].
- Jurczyk, K. (2007): Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. Aus Politik und Zeitgeschichte, 34, 10-17.
- Kindler, H./Helming, E./Meysen, T./Jurczyk, K. (2011) (Hg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: DJI. Online verfügbar unter: www.dji.de/pkh/HB2011 [21.6.2013].
- Linke, D. B. (2005): Die Freiheit und das Gehirn. Eine neurophilosophische Ethik. München: C.H.Beck.
- Mathys, H./Arboleda, L./Boucein, V./Frei, M./Hermann, M.-L./Luder, M./Neukom, M./Boothe, B. (2013): Alexandra – eine multiperspektivische, qualitative Einzelfallstudie zu Anliegen von PatientInnen im psychodynamischen Erstinterview [75 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 14(2), Art. 20. Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1302207>. [21.6.2013].
- Munro, E. (2009): Ein systemischer Ansatz zur Untersuchung von Todesfällen aufgrund von Kindeswohlgefährdung. In: Das Jugendamt, Heft 3, 106–115. Online verfügbar unter: www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/pdf/Anlage_5_Munro.pdf [11.5.2012].
- Munro, E. (2011): The Munro Review of Child Protection: Final Report. A child-centred system, Professor Eileen Munro, Presented to Parliament by the Secretary of State for Education by Command of Her Majesty, May 2011.
- Nijnhatten, C. van/Hoogsteder, M./Suurmond, J. (2001): Communication in Care and Coercion: Institutional Interactions between Family Supervisors and Parents. In: British Journal of Social Work (2001) 31, 705-720.
- NZFH - Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hrsg.) (2011): Lernen aus Fehlern – nationale und internationale Erfahrungen im Kinderschutz. Köln: NZFH. Online verfügbar unter: [www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/forschung/workshopdokumentationen/workshop-aus-fehlern-ler-nen/?L=0&sword_list\[\]=Dokumentation&word_list\[\]=des&sword_list\[\]=Workshops&no_cache=1](http://www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/forschung/workshopdokumentationen/workshop-aus-fehlern-ler-nen/?L=0&sword_list[]=Dokumentation&word_list[]=des&sword_list[]=Workshops&no_cache=1). [21.6.2013].
- NZFH - Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hrsg.) (2012): Dokumentation des Workshops „Befunde und Einschätzungen zum deutschen Kinderschutzsystem – Wissenschaft, Praxis & Politik diskutieren Empfehlungen zur Qualitätsentwicklung im Kinderschutz. München: NZFH. Manuskript.
- NZFH - Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hrsg.) (2013): Kompetenzprofil Familienhebammen. AutorInnen: Kristin Adamaszek, Gertrud Ayerle, Claudia Dachs, Dr. Andreas Eickhorst. Köln: NZFH. Online verfügbar unter: [www.fruehehilfen.de/no_cache/bundesinitiative-fruehe-hilfen/einzelansicht-publikationen/titel/kompetenzprofil-familienhebammen/?tx_wcopublications_pi1\[action\]=show&tx_wcopublications_pi1\[controller\]=Publication&cHash=9ab0c8143f6f27d963f719951f4d1c80](http://www.fruehehilfen.de/no_cache/bundesinitiative-fruehe-hilfen/einzelansicht-publikationen/titel/kompetenzprofil-familienhebammen/?tx_wcopublications_pi1[action]=show&tx_wcopublications_pi1[controller]=Publication&cHash=9ab0c8143f6f27d963f719951f4d1c80). [21.6.2013].
- Pfeifer-Schaupp H.-U. (1995): Jenseits der Familientherapie. Systemische Konzepte in der Sozialen Arbeit. Freiburg: Lambertus.
- Schiavone, F. L./Links, P. S. (2013): Common elements for the psychotherapeutic management of patients with Self Injurious Behavior. In: Child Abuse & Neglect, 37 (2013) 133 – 138.
- Schlippe A. von/Schweitzer J. (1996): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck und Rupprecht.
- Schmitt A. (1999): Sekundäre Traumatisierungen im Kinderschutz. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Heft 48, S. 411-424.
- Schweizer, H. (2007): Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Shafir, R. Z. (2001): Zen in der Kunst des Zuhörens. Verstehen und Verstanden werden. München: Hugendubel Verlag.

- Turnell, A./Essex, S. (2006): Working with ‚Denied‘ Child Abuse. The Resolutions Approach. Maidenhead: Open University Press.
- Ungar, M. (2013) Resilience after maltreatment: The importance of social services as facilitators of positive adaptation. In: Child Abuse and Neglect, 37 (2013), 110 -115.
- Weille, K. L. (2012): Parenthood as a rollercoaster. A reaction to plenary by Crispin Day at European conference ‘Think Parents’ 11 October 2012. Online verfügbar unter: www.youthpolicy.nl/yp/Youth-Policy/International-conferences/Past-conferences/Think-Parents/Plenary-presentations. [21.1.2013].
- Welter-Enderlin, R. (1993): Systemische Paartherapie. In: Hahn, K./Müller, F.-W. (Hrsg.): Systemische Erziehungs- und Familienberatung. Mainz: Grünewald, 165 – 180.

Autorin:

Elisabeth Helming
 Wissenschaftliche Referentin
 IzKK - Informationszentrum
 Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung
 Abt. Familie/Familienpolitik
 Deutsches Jugendinstitut e.V., Postfach 900352,
 81503 München
 ☐: +49 89 62306-144
 Fax: +49 89 62306-162
<mailto:helming@dji.de>

Psychische Grundbedürfnisse in der Familie²⁰

Michael Borg-Laufs, Mönchengladbach

1 Einführung

Klaus Grawe (2002; 2004) hat unter Rückgriff auf ein Modell des amerikanischen Persönlichkeitspsychologen Epstein (1990) eine Konzeption psychischer Grundbedürfnisse entwickelt, die dadurch überzeugen kann, dass sie dem aktuellen Erkenntnisstand der psychologischen Grundlagenforschung entspricht. Die von ihm postulierten vier Grundbedürfnisse wurden umfangreich erforscht und es liegt zu jedem einzelnen der Bedürfnisse eine Fülle an empirischer Evidenz vor, mit der belegt werden kann, dass sie eine große Bedeutung für menschliches Wohlergehen haben. Als psychische Grundbedürfnisse gelten demnach die Bedürfnisse nach

- Bindung,
- Selbstwertschutz/Selbstwerterhöhung,
- Orientierung und Kontrolle,
- Lustgewinn/Unlustvermeidung.

Grawe (2004) hat diese empirisch sehr gut begründeten einzelnen Bedürfnisse in ein theoretisches Modell integriert, welches die Wirkungsweise der Grundbedürfnisse für menschliches Erleben und Verhalten erläutert.

Klaus Grawe hat stets betont, dass sich die Arbeiten von ihm und seiner Forschungsgruppe nur auf die Psychotherapie mit Erwachsenen beziehen. Dass die Befriedigung der psychischen Grundbedürfnisse auch im Kindes- und Jugendalter eng mit psychischer Gesundheit verknüpft ist, konnte allerdings in einem Vergleich zwischen Kindern einer repräsentativen Normstichprobe und psychisch kranken, in psychotherapeutischen Ambulanzen zur Behandlung vorgestellten Kindern, belegt werden (Borg-Laufs & Spancken, 2010). In dieser Untersuchung, in der zur Überprüfung der Bedürfnisbefriedigung die Grundbedürfnis-Skalen für Kinder und Jugendliche (GBKJ, in Borg-Laufs, 2011) herangezogen wurden, wurde sowohl ein Gesamtwert zur Bedürfnisbefriedigung erfasst, als auch ein Wert für Annäherungs- versus Vermeidungsverhalten, als auch spezifische Werte für die einzelnen Grundbedürfnisse. Zu allen Skalen lagen Selbstbeurteilungs- und Fremdbeurteilungswerte (durch die Eltern) vor. Im Ergebnis

²⁰ Dieser Beitrag basiert in längeren Passagen auf verschiedenen Veröffentlichungen des Autors zum Thema „Psychische Grundbedürfnisse bei Kindern und Jugendlichen“, ohne dass dies jedesmal im Text kenntlich gemacht wird (vgl. v.a. Borg-Laufs & Dittrich, 2010; Borg-Laufs, 2012a).

zeigte sich, dass sich die Repräsentativstichprobe hinsichtlich aller Skalen in der Fremdbeurteilung hochsignifikant ($p < 0.000$) positiv von der Stichprobe psychisch kranker Kinder unterschied. In der Selbstbeurteilung der Jugendlichen war der Unterschied bei der Befriedigung des Bindungsbedürfnisses hochsignifikant ($p < 0.004$), alle anderen Unterschiede waren signifikant, lediglich hinsichtlich der Selbstwerterhöhung und der Skala Annäherung versus Vermeidung war der Unterschied zwar im Trend erkennbar, statistisch aber nicht zu sichern.

Insgesamt konnte aber mit dieser Untersuchung aufgezeigt werden, dass es einen starken Zusammenhang zwischen der Befriedigung der von Grawe postulierten psychischen Grundbedürfnisse einerseits und psychischer Gesundheit andererseits gibt. Ähnlich konnte Wagner (2010) zeigen, dass aggressive Jugendliche hinsichtlich der Befriedigung ihrer psychischen Grundbedürfnisse deutlich von der Normstichprobe abweichen und schloss daraus, dass die Bedürfnisbefriedigung Inhalt der psychotherapeutischen Hilfe für die Betroffenen sein muss.

Im Bereich der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wurde dieses Konzept in den letzten Jahren nicht nur vom Autor dieses Beitrages (Borg-Laufs 2010a; 2010b; 2011; 2012a; 2013; Borg-Laufs & Dittrich, 2010b; Borg-Laufs, Fengler & Krus, 2010; Dittrich & Borg-Laufs, 2010; 2011; Krajewski, Dittrich & Borg-Laufs, 2010) sondern auch von anderen AutorInnen angewendet (vgl. etwa Armbruster, 2006; Immisch, 2011; Klemenz, 2009; Rohleder, 2010; Wagner, 2010).

Menschen streben danach, in Bezug auf ihre Grundbedürfnisse Befriedigung zu erfahren oder zumindest nicht verletzt zu werden. Daher ist es nicht verwunderlich, dass eine Analyse der Befriedigung bzw. Nicht-Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse bei Ratsuchenden auch in der Erziehungsberatung helfen kann, ihr Verhalten besser zu verstehen. Darüber hinaus ergeben sich aus einer bedürfnisorientierten Betrachtung der Lage der Familien, die zur Beratung erscheinen, in jedem Einzelfall Beratungsziele, die darin bestehen können, den Beteiligten wieder eine bessere Bedürfnisbefriedigung zu ermöglichen. Nicht selten ist das problematische Verhalten, welches zur Anmeldung in der Erziehungsberatung führt, letztlich ein Versuch, weitere Verletzungen von Grundbedürfnissen zu vermeiden oder Grundbedürfnisbefriedigung zu erfahren. Bei der Beratung steht dann im Vordergrund, den Betroffenen ent-

sprechende Erfahrungen wieder zu ermöglichen, ohne dass sie dafür auf in anderer Hinsicht problematisches Verhalten zurückgreifen zu müssen. Beispielsweise wäre bei einem aggressiven Kind und Jugendlichen, der durch aggressives Verhalten seinen Selbstwert „aufpoliert“ zu überlegen, auf welche andere Weise er oder sie selbstwertdienliche Erfahrungen machen könnte, so dass das aggressive Verhalten von ihm nicht mehr „benötigt“ wird.

2 Die psychischen Grundbedürfnisse: Erläuterungen

Bindung

Bindungsbeziehungen sind tiefgehende emotionale Beziehungen an wichtige, nicht ohne Weiteres auswechselbare Bezugspersonen. Das von Bowlby (1975) in die wissenschaftliche Diskussion eingeführte und insbesondere von Ainsworth (Ainsworth et al., 1978) empirisch untersuchte Bindungsbedürfnis wurde in einer Reihe von Forschungsarbeiten im Rahmen der Entwicklungspsychologie und der Entwicklungspsychopathologie weiter untersucht (vgl. im Überblick Grossmann & Grossmann, 2008; s. auch Brisch & Hellbrügge, 2006).

Ainsworth et al. (1978) folgend, wird das Bindungsverhalten von Kindern üblicherweise in vier verschiedene Kategorien eingeteilt. Kinder mit einem *sicheren* Bindungsstil wenden sich in Not und Angst an ihre Bindungspersonen (i.d.R. Elternteile, ggf. aber auch andere Personen), um sich von ihnen trösten zu lassen. Die Eltern sicher gebundener Kinder zeigen daraufhin üblicherweise feinfühliges Verhalten, d.h. sie nehmen die kindlichen Bedürfnisse wahr und reagieren schnell und angemessen (sensibel, annehmend, zusammenarbeitend) darauf (Maccoby, 1980). Die Kinder lassen sich dann schnell. Lerngeschichtlich betrachtet entsteht ein sicherer Bindungsstil durch die Erfahrung von emotionaler Verfügbarkeit der Bezugspersonen in belastenden Situationen.

Kinder mit einem *unsicher-vermeidenden* Bindungsstil haben sich „abgewöhnt“, in Notsituationen Hilfe bei ihren Bezugspersonen zu suchen, da sie die Erfahrung gemacht haben, dass sie in emotionaler Not keine Hilfe erfahren, sondern stattdessen eher abgewertet werden. Sie vermeiden daher weitere Zurückweisungen, indem sie sich „cool“ zeigen (auch wenn sie innerlich hoch erregt sind) und keine Unterstützung mehr einfordern. *Unsicher-ambivalent* gebundene Kinder hingegen versuchen, durch heftiges Weinen und Anklam-

mern die Nähe der Bindungspersonen sicher zu stellen. Sie haben in ihrer Entwicklung gelernt, dass sie nur dann eine Chance auf Trost und Zuwendung haben, wenn sie ihre Not möglichst intensiv und dramatisch darstellen.

Eine Gruppe von Kindern zeigt einen *desorientierten* Bindungsstil. Diese Kinder scheinen gar keine Bindungen aufgebaut zu haben, verhalten sich eher aggressiv, aber auch bizarr, ihr Verhalten ist den anderen drei Kategorien nicht zuordbar. Während sichere, unsicher-vermeidende und unsicher-ambivalente Bindung als Normvarianten gesehen werden können (wobei die sichere Bindung natürlich die „gesündeste“ Variante darstellt), handelt es sich bei der desorientierten Bindung um eine Abweichung, die vor dem Hintergrund traumatischer Erfahrungen von Misshandlung, Vernachlässigung oder häufigem Bezugspersonenwechsel in der Regel den Kriterien für eine Bindungsstörung entspricht (vgl. dazu Gahleitner, 2008).

Die psychischen Mechanismen, die den verschiedenen Bindungsstilen zugrundeliegen, prägen auch das Beziehungsverhalten im Jugend- und Erwachsenenalter. Grossmann und Grossmann (2008) schildern, dass sicher gebundene Kinder sich sozial kompetent verhalten, als Freunde gemocht werden, ein realistisches, positives Weltbild aufweisen und flexible Lösungsstrategien bei Problemen zeigen, während unsicher vermeidend gebundene Kinder und Jugendliche zu Misstrauen anderen gegenüber, zur Idealisierung eigener Kompetenzen und zu aggressivem Verhalten. Das Verhalten unsicher-ambivalent gebundener Kinder transformiert sich im weiteren Entwicklungsverlauf häufig zu selbstunsicherem, anhänglichen und passiven Verhalten, welches dem gleichen Zweck dient, wie das laute, auffällende Verhalten im Kindesalter, nämlich der Sicherung von Zuwendung.

Desorganisierte Bindung bzw. Bindungsstörungen können sich zu massiven Störungen im Jugend- und Erwachsenenalter entwickeln. Die betroffenen Kinder leiden an einer tiefgehenden emotionalen und sozialen Unreife und sind, wenn sie nicht mehr in ihrer Herkunftsfamilie leben, auf emotional belastbare, konfliktbereite, liebevolle und gleichzeitig konsequente Bezugspersonen (Pfleger- oder Adoptiveltern, ErzieherInnen) angewiesen (Rygaard, 2006). Tatsächlich liegen zur Behandlung dieser schwer gestörten Kinder bisher nur wenig differenzierte Forschungsergebnisse vor (vgl. im Überblick von Klitzing, 2009), allerdings

scheint die differentialdiagnostische Unterscheidung zwischen der Bindungsstörung mit Enthemmung und der reaktiven Bindungsstörung als prognostisch relevant zu sein: Diejenigen Kinder mit eher wahllosem Beziehungsverhalten (enthemmter Typus), haben auch unter günstigen Bedingungen (Platzierung in eine gute Pflegefamilie) eine ungünstigere Prognose als die Kinder mit einer reaktiven Bindungsstörung (Zeneah u.a., 2005).

Zwar hat die entwicklungspsychologische Forschung gezeigt, dass bindungsrelevante Erfahrungen während des ganzen Lebenslaufes prägend sein können, allerdings nimmt der Wirkungsgrad mit zunehmendem Alter ab (vgl. Spangler & Zimmermann, 1999). Tatsächlich sind frühkindliche Erfahrungen besonders prägend und ihre Korrektur in der späteren Entwicklung ist nicht einfach.

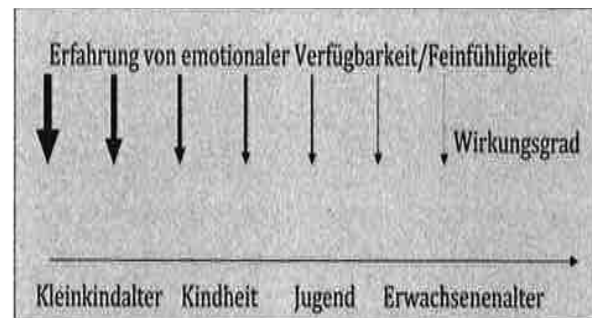


Abb. 1: Entwicklung der äußeren Beeinflussbarkeit der Bindung über den Lebenslauf. Aus: Borg-Laufs (2004) in Anlehnung an Spangler & Zimmermann, 1999

Selbstwertschutz/Selbstwerterhöhung

Menschen möchten selber als „gut“ oder „in Ordnung“ wahrnehmen. Dabei ist es sogar üblich, sich selbst ein wenig besser einzuschätzen, als es einer objektiven Betrachtung standhalten würde (Grawe, 2004, S. 258ff.). Solange diese subjektive Einschätzung nicht zu grob von der Einschätzung der anderen Personen abweicht, stellt dies allerdings kein Problem, sondern eher einen protektiven Faktor dar (ebd.). Psychisch gesunde Menschen, die selbstverständlich genauso viele gute und schlechte Eigenschaften haben wie psychisch instabilere Menschen, beschäftigen sich aber ganz überwiegend mit den Erfahrungen, bei denen sie sich als überdurchschnittlich gut erlebt haben.

Eine in vielen Bereichen eher negative Selbsteinschätzung hingegen kann zu vielfältigen Problemen führen. Bei depressiven oder sozial unsicheren PatientInnen ist eine negative Selbsteinschätzung Bestandteil der primären Symptomatik.

Kinder benötigen für die Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Selbstwertschutz und Selbstwert-erhöhung wertschätzende Rückmeldungen von ihren wichtigen Bezugspersonen. Ständige Kritik, Abwertungen und Beschimpfungen durch die Eltern führen hingegen zu Verletzungen dieses Grundbedürfnisses. Besonders stark sind diese Verletzungen bei misshandelten oder missbrauchten Kindern. Da sie sich in existentieller Weise von ihren wichtigsten Bezugspersonen als abhängig erleben, könnten sie es kaum ertragen, diese für sie so wichtigen Personen negativ zu bewerten. Im Falle einer Misshandlung durch die eigenen Eltern neigen sie daher dazu, sich selber abzuwerten („ich habe es verdient“), anstatt ihre Eltern negativ zu bewerten („sie sind schlecht, da sie mich schlagen“). Auf diese Weise können „sie die Illusion >guter< Eltern aufrechterhalten“ (Borg-Laufs & Dittrich, 2010, S. 11).

Menschen bevorzugen auch als Jugendliche und Erwachsene dazu, sich in Situationen zu begeben und mit Personen zusammen zu sein, die ihnen selbstwertdienliche Erfahrungen ermöglichen und selbstwertverletzende Situationen und Personen zu vermeiden. So sind befürchtete Selbstwertverletzung ein häufiger Grund für Schulabstanz.

Orientierung/Kontrolle

Menschen wollen ihre Lebenswelt verstehen, in gewissem Maße vorhersehen und sie auch beeinflussen können. Niemand möchte sich als Opfer unverständlicher, unkontrollierbarer und nicht beeinflussbarer äußerer Einflüsse sehen. Eine solche Sicht auf die Welt würde zu Hilflosigkeit, Passivität und verminderter Lebenslust führen. Dass dieses Bedürfnis eine besondere Rolle für menschliches Erleben und Verhalten spielt, wird auch in anderen empirisch gestützten psychologischen Konstrukten deutlich, etwa bei dem Konzept der Selbstwirksamkeit (Bandura, 1997) und bei dem von Antonovsky (1997) beschriebene Kohärenzsinn.

Kinder benötigen daher eine Erziehung, die durch klare Regeln und konsistentes Handeln nachvollziehbar und verstehbar ist, die aber andererseits auch entwicklungsangepasst (nicht überfordernd und nicht überbehütend) die Eigenständigkeit ermöglicht.

Wenn Kinder im Entwicklungsverlauf häufige Erfahrungen von Kontrollverlust machen, etwa weil ihre Umgebung nicht (im positiven Sinne) herausfordernd, sondern überfordernd, nicht verstehbar und/oder inkonsistent ist, so beeinflusst dies die weitere Entwicklung negativ. „Die ange-

fürten Untersuchungen zeigen in großer Eindeutigkeit, dass Verletzungen des Kontrollbedürfnisses Gift für die psychische Gesundheit sind.“ (Grawe, 2004, S. 249). Erfahrungen von Kontrollverlust sind sowohl mit Anpassungsstörungen und posttraumatischen Belastungsstörungen assoziiert, als auch mit Angst- und Zwangsstörungen.

Lustgewinn/Unlustvermeidung

Die Bedeutung dieses Grundbedürfnisses ist für uns unmittelbar erfahr- und nachvollziehbar. Wir bewerten die Situationen, in denen wir sich befinden und die Erfahrungen, die wir machen, nahezu automatisch – bewusst oder unbewusst – auf einer Dimension mit den Polen „gut“ und „schlecht“, und diese Bewertung führt in der Regel zu Annäherung (wenn etwas als „angenehm“ erlebt wird) oder zu Vermeidung (bei unangenehmen Reizen).

Dass Menschen danach streben, aversive Zustände zu vermeiden (Unlustvermeidung) und angenehme Zustände zu erleben (Lustgewinn), sind auch zentrale Grundlagen bedeutender psychologischer Theorien. Während in der Psychoanalyse die Libido als zentrales Motivationssystem gilt, ist es in der Lerntheorie die operante Konditionierung, die nur vor dem Hintergrund dieses Bestrebens verstanden werden kann. Aber auch andere Theorien (etwa zum „Flow“, vgl. Csikszentmihalyi, 2007) greifen dieses Bedürfnis auf.

Lust- und Unlusterfahrungen entstehen nicht durch eine vermeintlich objektive Eigenschaft von Reizen, sondern durch individuelle emotional-kognitive Bewertungsprozesse. Trotz aller biologisch naheliegender oder kulturell in hohem Maße geformter Wertungen muss hier stets der Einzelfall betrachtet werden, weswegen auch Belohnungsprogramme scheitern, wenn sie nicht individuell gestaltet werden (vgl. Borg-Laufs & Hungerige, 2007).

3 Familienkonstellationen und Bedürfnisbefriedigung

Beispielhaft sollen hier drei mögliche Familienkonstellationen und ihre Auswirkungen auf die Befriedigung oder Verletzung psychischer Grundbedürfnisse kurz dargestellt werden.

Familien mit einem alkoholabhängigen Elternteil

Bei einem Elternteil mit einer Abhängigkeitsproblematik stehen die eigenen Bedürfnisse zwangsläufig im Mittelpunkt und es fehlen die Ressourcen, die Bedürfnisse der Kinder zu befriedigen

(vgl. auch Borg-Laufs, 2012b). Bei Alkoholabhängigkeit sind insbesondere Unzuverlässigkeit, Unkontrollierbarkeit und Unvorhersehbarkeit des Verhaltens zu verzeichnen (vgl. etwa Klein, 2005). Zusätzlich sind Gewalterfahrungen in Suchtfamilien häufig. All das führt zu Verletzungen des Bedürfnisses nach Orientierung und Kontrolle. Ebenfalls kann davon ausgegangen werden, dass die Kinder unter fehlender Wertschätzung leiden, sich häufig für den Elternteil schämen und auch unter Vernachlässigung leiden. Dies verletzt das Bedürfnis nach Selbstwerterhöhung und auch das Bedürfnis nach Lustgewinn/Unlustvermeidung. Dass die Bedürfnisbefriedigung der Eltern im Vordergrund steht wird auch dazu führen, dass häufig nicht feinfühlig auf die Kinder reagiert werden kann, so ist auch davon auszugehen, dass das Bindungsbedürfnis der Kinder durch die Eltern nicht befriedigt wird.

Von Armut betroffene Familien

Auch bei von Armut betroffenen Familien ist das Risiko von Grundbedürfnisverletzungen erhöht (vgl. ausführlich Borg-Laufs, 2010a). Die Kinder können sich oft die Situation der Familie nicht recht erklären, die können die Teilhabe an sozialen und kulturellen Aktivitäten (die Geld kosten) nicht so planen wie andere Kinder und nicht selten ist der Alltag in betroffenen Familien wenig strukturiert (Orientierung/Kontrolle). Der Selbstwert hingegen kann betroffen sein von einem möglicherweise niedrigen Status in der Peergruppe, davon, dass die Kinder weniger Möglichkeiten haben, etwa in Vereinen selbstwertdienliche Erfahrungen zumachen und davon, dass ihre schulischen Leistungen häufig schlechter sind als die ihrer Mitschüler. Dass viele als lustvoll geltende Freizeitaktivitäten nicht möglich sind, beeinträchtigt das Bedürfnis nach Lustgewinn ebenso wie die oftmals kinderunfreundliche unmittelbare Wohnumgebung. Auch das Bedürfnis nach Bindung kann betroffen sein, wenn die Eltern sich aufgrund eigener hoher Belastung durch die Armut weniger feinfühlig auf ihre Kinder einlassen können.

Aber auch die anderen ...

Letztlich besteht bei vielen möglichen Familienkonstellationen die Gefahr, dass die Bedürfnisse der in der Familie lebenden Kinder und Jugendlichen nicht wahrgenommen oder aus anderen Gründen nicht befriedigt werden. Es sind nicht nur sozial schwache Familien, in denen hier Probleme bestehen können. Letztlich kann bei jeder

Familie, die in der Erziehungs- und Familienberatung vorstellig wird, analysiert werden, wie es den Familienmitgliedern hinsichtlich der Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse geht. Dazu ist oftmals gar kein spezifisches diagnostisches Instrumentarium nötig. Wenn Berater die „Bedürfnisbrille“ aufsetzen und das, was sie über die Ratsuchenden erfahren, vor dem Hintergrund der vier hier beschriebenen Grundbedürfnisse betrachten, wird oft schnell und unmittelbar klar, welche Grundbedürfnisse bei welchem Familienmitglied nicht befriedigt sind und inwiefern auch die Problematik, die zum Aufsuchen der Beratungsstelle führte, in Zusammenhang mit dem Versuch steht, Bedürfnisse zu befriedigen oder Bedürfnisverletzungen zu vermeiden.

4 Grundbedürfnisorientierte Hilfen

Grundbedürfnisorientierte Hilfen sehen als Ausgangspunkt, dass die Befriedigung aller vier Grundbedürfnisse für eine gelingende Entwicklung von Kindern und Jugendlichen notwendig ist und setzen daher im Einzelfall an den je problematischen Stellen an, z.B.:

- Bindungsorientierung: Maßnahmen zur Verbesserung der Eltern-Kind-Beziehung (gemeinsam Freude haben); Verlässlichkeit herstellen; familiäre Rituale verändern; aber auch: Stärkung gelingender außerfamiliärer Beziehungen.
- Selbstwertorientierung: Kompetenzen- und ressourcenorientiertes Arbeiten. Kognitive orientierte Beratung und Therapie zur Veränderung der Selbstwahrnehmung.
- Orientierungs- und Kontrollorientierung: Hilfe bei der Herstellung von Alltagsstruktur und bei der Etablierung von familiären Ritualen; Stärkung der eigenen Handlungskompetenz der Kinder; Vermittlung von Werten.
- Lustgewinn-Orientierung: Gelingende und wohlthuende Erfahrungen ermöglichen, ressourcenorientiert arbeiten.

Die sich hieraus ergebenden Interventionsansätze sind sicher nicht erschöpfend und nicht allein zielführend bei den Hilfen für betroffene Familien. Häufig müssen weitere, auch symptom-spezifische, Maßnahmen ergriffen werden. Dennoch ist die Beachtung der Bedürfnislage der Betroffenen hinsichtlich ihrer psychischen Grundbedürfnisse von entscheidender Bedeutung für gelingende Hilfe-prozesse. Menschen kämpfen um die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse oder darum, nicht

weiter hinsichtlich dieser Grundbedürfnisse verletzt zu werden. Wenn ihnen keine Möglichkeit gegeben wird, dies auf akzeptable und erwünschte Weise zu tun, werden sie sich auch weiterhin in anderer Hinsicht problematische Wege suchen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen und Verletzungen zu verhindern.

Literatur

- Ainsworth, M.D.S., Blehar, M., Waters, E. & Wall, S. (1978). *Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation*. Hillsdale: Erlbaum.
- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Armbruster, M. (2006). *Eltern-AG. Das Empowerment-Programm für mehr Elternkompetenz in Problemfamilien*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Bandura, A. (1997). *Self-efficacy. The exercise of control*. New York: Freeman.
- Borg-Laufs, M. (2010a). Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen aus armen und armutsgefährdeten Familien. In V. Hammer & R. Lutz (Hrsg.), *Neue Wege aus der Kinderarmut* (S. 232-244). Weinheim: Juventa.
- Borg-Laufs, M. (2010b). Die vergessenen Kinder: Über die Auswirkungen psychischer Krankheit von Eltern auf Kinder. In S.B. Gahleitner & G. Hahn (Hrsg.), *Klinische Sozialarbeit. Gefährdete Kindheit und Jugend – Risiko, Resilienz und Hilfen* (S. 122-130). Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Borg-Laufs, M. (2011). *Störungsübergreifendes Diagnostik-System für die Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie (SDS-KJ)*. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Borg-Laufs, M. (2012a). Die Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse als Weg und Ziel der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. *Forum für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie*, 22, 6-21.
- Borg-Laufs, M. (2012b). Arbeit mit Kindern psychisch kranker und substanzabhängiger Eltern – zwei unterschiedliche Problemfelder? In Landschaftsverband Rheinland (LVR) (Hrsg.), *KipE Rheinland. Hilfen für Kinder psychisch erkrankter Menschen in neun Modellregionen. Präventive und vernetzte Hilfen für betroffene Kinder und deren Eltern* (S. 41-47). Köln: LVR (Eigendruck).
- Borg-Laufs, M. (2013). Basic psychological needs in childhood and adolescence. *Journal of Education and Research*, 3, 41-51.
- Borg-Laufs, M. & Dittrich, K. (2010). Die Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse als Ziel psychosozialer Arbeit. In M. Borg-Laufs & K. Dittrich (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie* (S. 7-22). Tübingen: DGVT-Verlag.
- Borg-Laufs, M., Fengler, J. & Krus, A. (2010). Wie lässt sich Lernentwicklung unterstützen? Lernen und ressourcenorientierter Unterricht aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie. *Pädagogik, Heft 6/2010*, 40-45.
- Borg-Laufs, M. & Hungerige, H. (2007). Operante Methoden. In M. Borg-Laufs (Hrsg.), *Lehrbuch der Verhaltenstherapie mit Kindern und Jugendlichen, Bd. 2: Diagnostik und Intervention* (S. 415-454). Tübingen: DGVT.
- Borg-Laufs, M. & Spancken, A. (2010). Psychische Grundbedürfnisse bei gesunden und bei psychisch kranken Kindern und Jugendlichen: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In M. Borg-Laufs & K. Dittrich (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie* (S. 23-38). Tübingen: DGVT-Verlag.
- Bowlby, J. 1975. *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. München: Kindler.
- Csikszentmihalyi, M. (2007). *Flow: Das Geheimnis des Glücks*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dittrich, K. & Borg-Laufs, M. (2010). Kindeswohlgefährdung und psychische Grundbedürfnisse. In M. Borg-Laufs & K. Dittrich (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie* (S. 87-98). Tübingen: DGVT.
- Dittrich, K. & Borg-Laufs, M. (2011). Qualifizierte Diagnostik im Bereich der Kindeswohlgefährdung: Der „Mönchengladbacher Befundbogen zur Kindeswohlgefährdung“. In S.B. Gahleitner, K. Fröhlich-Gildhoff, F. Wetzorke & M. Schwarz (Hrsg.), *„Ich sehe was, was du nicht siehst ...“ Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener Perspektiven in der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie* (S. 150-167). Stuttgart: Kohlhammer.
- Epstein, S. (1990). Cognitive-experiential self-theory. In L.A. Pervin (Hrsg.), *Handbook of personality: Theory and research* (S. 165-192). New York: Guilford.
- Gahleitner, S. (2008). Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie unter bindungstheoretischen Gesichtspunkten. *Kindesmisshandlung und Vernachlässigung*, 11, 51-66.
- Grawe, K. (2002). *Psychologische Therapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Grawe, K. (2004). *Neuropsychotherapie*. Göttingen: Hogrefe.
- Grossmann, K. & Grossmann, K.E. (2008). Elternbindung und Entwicklung des Kindes in Beziehungen. In B. Herpertz-Dahlmann, F. Resch, M. Schulte-Markwort & A. Warnke (Hrsg.), *Entwicklungspsychiatrie* (S. 221-241). Stuttgart: Schattauer.
- Inmisch, F. (2011). *Bindungsorientierte Verhaltenstherapie. Behandlung der Veränderungsresistenz bei Kindern und Jugendlichen*. Tübingen: DGVT.
- Klein, M. (2005). Kinder aus suchtbelasteten Familien. *Unsere Jugend* 02/2005, 83 – 93.
- Klemenz, B. (2009). *Ressourcenorientierte Erziehung*. Tübingen: DGVT.
- Krajewski, E., Dittrich, K. & Borg-Laufs, M. (2010). Psychische Grundbedürfnisse in der offenen Jugendarbeit. In M. Borg-Laufs & K. Dittrich (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie* (S. 173-196). Tübingen: DGVT.

- Maccoby, E.E. (1980). *Social Development: Psychology, Growth and the Parent-Child-Relationship*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Rohleder, J. (2010). Die Befriedigung der psychischen Grundbedürfnisse als Gegenstand der Schulsozialarbeit. In M. Borg-Laufs & K. Dittrich (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie* (S. 149-172). Tübingen: DGVT.
- Rygaard, N.P. (2006). *Schwerwiegende Bindungsstörung in der Kindheit*. Wien: Springer.
- Spangler, G. & Zimmermann, P. (1999). Bindung und Anpassung im Lebenslauf: Erklärungsansätze und empirische Grundlagen für Entwicklungsprognosen. In R. Oerter, C. von Hagen, G. Röper & G. Noam (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch* (S. 170-194). Weinheim: PVU.
- Thimm, K. (2000). *Schulverweigerung. Zur Begründung eines neuen Verhältnisses von Sozialpädagogik und Schule*. Münster: Votum.
- Von Klitzing, K. (2009). *Reaktive Bindungsstörungen*. Heidelberg: Springer.
- Wagner, E. (2010). Zur Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse bei aggressiven Jugendlichen. In M. Borg-Laufs & K. Dittrich (Hrsg.), *Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend. Perspektiven für Soziale Arbeit und Psychotherapie* (S. 39-58). Tübingen: DGVT-Verlag.
- Zeneah, C., Smyke, A.T., Koga, S.F. & Carlson, E. (2005). Attachment in institutionalized and community children in Romania. *Child Development*, 76, 1015-1028.

Autor:

Prof. Dr. Michael Borg-Laufs, Dipl.Psych., Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut, Psychologischer Psychotherapeut. Professor für „Theorie und Praxis psychosozialer Arbeit mit Kindern“ sowie Dekan am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein. Dozent und Supervisor in der Psychotherapieausbildung. Arbeitsschwerpunkte: Kinderpsychotherapie, Diagnostik, Kindeswohlgefährdung, Jugendhilfewirkungsforschung, Psychische Grundbedürfnisse in Kindheit und Jugend.

Workshop 1:

Freiheit in Grenzen - ein mediengestützter Ansatz zur Stärkung von Elternkompetenz für Eltern von Kindern vom Vorschul- bis zum Jugendalter

unter der Leitung von Prof. em. Dr. Klaus A. Schneewind

Gedächtnisprotokoll von Melanie Kufner

Am Workshop nahmen 14 Personen teil, darunter Fachkräfte aus dem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe sowie Studierende der Sozialen Arbeit. Nach der Begrüßung durch Herrn Prof. Dr. Schneewind und Erläuterung des Workshopinhalts, welcher vorwiegend aus der gemeinsamen Analyse bzw. Bewertung der vorgeführten Erziehungssituationen bestehen sollte, erfolgte eine kurze Vorstellungsrunde und Abfrage der Erwartungen der Teilnehmer, die mehrheitlich den Wunsch hervorbrachte, praxisnahe und -relevante Anregungen und Techniken insbesondere zum Umgang mit Jugendlichen in schwierigen Erziehungssituationen zu erhalten.

In der im Anschluss gezeigten Powerpoint-Präsentation, wurden die Teilnehmer zunächst näher mit den Erkenntnissen zu Erziehung, zu Merkmalen der Erziehungskompetenz im Rahmen positiver Erziehung und zu Erziehungsprinzipien vertraut gemacht.

Das zentrale Element des Workshops bildete schließlich das von Herrn Prof. Dr. Schneewind und Mitarbeitern erarbeitete und vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen geförderte Projekt der Reihe „Freiheit in Grenzen“, in dem drei DVDs entstanden waren, welche zur Unterstützung der Eltern in herausfordernden Erziehungssituationen dienen sollen und Orientierung im kindgerechten, altersadäquaten und entwicklungsfördernden Umgang mit den Kindern geben können.

In bewegten Bildern werden dabei jew. 5 Erziehungssituationen gezeigt, welche auf die jeweiligen Altersstufen abgestimmt wurden und sich mit folgenden Problemlagen auseinandersetzen:

1. Kinder im Vorschulalter

- a) Gemeinsames Brettspiel oder „Nicht verlieren können“
- b) Verlorenes Eis oder „Missachtete Warnung“
- c) Geschenktes Puzzle oder „Ich kann das nicht!“

- d) Anstrengende Bettgehrountine oder „Ich muss aufs Klo!“
- e) Heftiger Wutanfall oder „Gib das her, blöde Mama!“

2. Kinder im Grundschulalter

- a) Nach Hause kommen oder „Wo warst du so lange?“
- b) Aufräumen oder „So ein Saustall!“
- c) Geschwisterstreit oder „Das ist meins!“
- d) Supermarkt oder „Kann ich das haben?“
- e) Hausaufgaben oder „Ich kann das nicht!“

3. Jugendliche

- a) Sexualität
- b) Gewalt oder „Dann hat er eine aufs Maul gekriegt“
- c) Drogen oder „Kiffen ist total normal“
- c) Rückzug
- d) Gewalt-Computerspiele

Der Aufbau der DVDs ist in immer gleicher Weise vollzogen. Zunächst wird die Ausgangssituation gezeigt. Danach werden drei Lösungsvarianten A/B/C angeboten. In einem Kommentar wird das Geschehene jeweils noch einmal zusammengefasst. Schließlich wird ein Fazit zum Verhalten der Eltern gezogen und darüber diskutiert, was das Kind womöglich aus dem jeweils dargestellten Verhalten der Eltern lernen wird.

Dem begrenzten Zeitrahmen geschuldet und auf Wunsch der Zuhörerschaft wurde ein Szenario aus der Altersgruppe der Vorschulkinder („Nicht verlieren können“) sowie zwei Beispiele aus der Altersgruppe der Jugendlichen (Drogen + Gewalt-Computerspiele) vorgeführt und von der Gruppe diskutiert.

Die Beiträge der Teilnehmer waren dabei u.a. auf die Analyse des Geschehenen, die Reflexion des Erziehungs- und Kommunikationsstils der Eltern und wahrgenommene Hintergrundkonflikte bezogen. Im Weiteren wurde die Gruppe vom Workshopleiter dazu ange-regt, einerseits eine Einschätzung der Situation und des Elternverhaltens vorzunehmen und andererseits ermutigt, sich gegenseitig neue, alternative Handlungsoptionen vorzustellen. Aufgetretene Fragen oder Unklarheiten wurden von Prof. Dr. Schneewind fachlich kompetent beantwortet und darüber hinaus Anregungen gegeben, wie die DVDs im Praxisalltag eingesetzt werden können. Dabei wurde betont, dass

die Lösungsvarianten der DVDs auch im Praxisalltag von den Familien selbständig ausgewählt werden dürfen und am Ende alle drei Varianten in die Diskussion mit einbezogen werden sollten.

Im Resümee der Teilnehmer wurde v.a. die Praxistauglichkeit der DVDs für den Einsatz in der täglichen und direkten Arbeit mit Familien positiv bewertet. Die Reflexion des eigenen Erziehungsverhaltens kann mit Hilfe der DVDs bei den Familien ebenso gefördert werden, wie das Ersetzen eingefahrener Kommunikationsmuster mit neuen Möglichkeiten des Handelns und Kommunizierens. Dieser mediengestützte Ansatz vermag es, den Zuschauern nahe zu bringen, dass die Vermittlung von Grenzen in der Erziehung von Kindern und Jugendlichen unabdingbar ist, dies jedoch auf eine positive, nicht unterdrückende, abwertende oder strafende Weise geschehen kann. Getreu seinem Motto: Freiheit in Grenzen!

Verfasst von

Melanie Kufner
Studentin der sozialen Arbeit
Hochschule Landshut

Workshop 2:
Liebe – ein Leben lang!
Programme und Übungen zur Stärkung von
Paarbeziehungskompetenzen

Eva Rittel & Eva Wunderer

Liebe – ein Leben lang! Paare in diesem – zugegebenermaßen ziemlich anspruchsvollen – Unterfangen zu unterstützen ist für Berater/innen eine lohnenswerte Aufgabe! Denn in Beziehung und durch Kommunikation mit nahe stehenden Partner/innen gewinnt jeder Mensch ein Gefühl für Identität und Selbstempfinden, in der Bezogenheit auf andere steckt die Chance zur Entfaltung persönlichen Potentials. Viele Menschen fühlen sich aber gerade in ihren wichtigsten Beziehungen unverstanden, nicht wahrgenommen oder geraten in einen Strudel negativen Denkens, destruktiver Gefühle und fruchtloser Auseinandersetzungen, die mit Rückzug enden.

Wie können Kreisläufe der Negativität aufgelöst, wie Kommunikations- und Konfliktlösefähigkeiten entwickelt, und wie kann in der Beziehung Raum geschaffen werden für gegenseitige Wertschätzung, Achtsamkeit und Respekt? Paar-Arbeit stellt Beraterinnen und Berater vor spezifische Herausforderungen.

In unserem Workshop stellten wir konkretes Handwerkszeug vor, mit dem Paaren geholfen werden kann, ihre Beziehung (ein Leben lang) zu verbessern. Die Basis bildeten wichtige Rahmenbedingungen, Grundhaltungen und Vorgehensweisen für das Paar-Setting. Als wichtige inhaltliche Aspekte, die auch in Präventionsprogrammen Schwerpunkte bilden, griffen wir Konfliktlösung und Beziehungspflege auf.



Baustein 1: Das Paar in der Beratung
– Grundhaltungen

Wesentliche Grundlagen der Paarberatung und -therapie erarbeiteten wir mit den Teilnehmer/innen des Workshops in einem Rollenspiel, in dem wir Beraterin bzw. Klientin darstellten. An der Pinnwand sammelten wir gemeinsam Grundhaltungen der (systemischen) Paar-Beratung und dazu passende Methoden. Im Folgenden sind diese kurz zusammengefasst:

Allparteilichkeit: bedeutet Neugier, Offenheit, Verständnis und Empathie für **beide** Seiten; wenn das Paar als Gegnerschaft kommt, wird der/die Berater/in gerne implizit eingeladen, als Schiedsrichter/in zu fungieren. Dieser Verführung sollte der/die Paarberater/in widerstehen; stattdessen ist es hilfreich, Unterschiede zu benennen („Ich höre, dass Sie, Herr M., sich unwohl und angegriffen fühlen, wenn Ihre Frau sich über ... beschwert. Sie dagegen, Frau M., fühlen sich unwohl und allein gelassen, wenn Ihr Mann sich bei einem Konflikt zurückzieht und nichts mehr sagt.“)

Systemische Therapie mit einer Einzelperson → Methode des leeren Stuhls und zirkuläre Fragen, um abwesende Person einzubeziehen („Wenn Ihr/e Partner/in hier wäre, ...“).

Wechselwirkung: zirkuläre Prozesse statt lineare, Abkehr vom Ursache-Wirkungs-Denken, Schwierigkeiten liegen nicht (nur) in Personen, sondern (vorwiegend) in Beziehungen (z.B. Mann zieht sich zurück, weil Frau nörgelt und Frau nörgelt, weil Mann sich zurückzieht; vgl. Kommunikationsaxiom der Interpunktion nach Paul Watzlawick).

Kontextualisierung: Das Paar im Kontext seiner Situation (z.B. gesellschaftliche Hintergründe und Anforderungen) und seiner Entwicklung sehen → z.B. Methode des Normalisierens, Kontext ansprechen, Mythen über Paarbeziehungen kritisch hinterfragen.

Ressourcenorientierung → Sprache beachten („Was führt Sie hierher?“ statt „Was ist Ihr Problem?“); Frage nach Ressourcen („Was hält Sie zusammen?“); Frage nach Ausnahmen; Reframing (negativ konnotierte Verhaltensweisen in einen positivem Rahmen setzen, z.B. nörgeln bedeutet sich mit Beziehung auseinandersetzen, Rückzug heißt: ich achte auf mich, erkenne, wann

es mir zu viel wird, kann mich und andere schonen).

Das Problem ist die Lösung: Das Symptom kann gesehen werden als ein Lösungsversuch und eine beziehungsgestaltende Bewältigungsstrategie. Hilfreich ist es, ein Symptom als Signal für ein Entwicklungsbedürfnis anzuerkennen. Zum Beispiel kann das Thema „Konflikt/Unterschiede“ als ein wichtiges und normales Stadium in der Paarentwicklung angesehen werden im Sinne von Differenzierung.

Hier & Jetzt, Lösungsorientierung → Frage nach dem „Wozu“ statt nach dem „Warum“. Die Frage nach dem „Warum“ verstärkt Defizit-Gefühle, die Frage nach dem „Wozu“ stellt das Symptom in einen Entwicklungskontext.

Prinzip der Augenhöhe: Prinzip der Autopoiese (Paar als sich selbst erhaltendes und regulierendes System, das von außen nur angeregt werden kann, nicht zielgerichtet beeinflusst); Prinzip der Auftragsorientierung (das Paar bestimmt die Richtung, nicht der/die Berater/in); Mythen über Paarberatung ausräumen (Berater/in nicht als Experte/in oder Schiedsrichter/in, sondern als „Bande“, über die man spielen kann); kein Bündnis der Frauen (bei Beraterin) bzw. Männer (bei Berater)

Baustein 2: Konflikte

Den Einstieg in das Thema „Arbeit mit Paar-Konflikten“ gestalteten wir mit Hilfe des **Differenzierungskonzeptes nach David Schnarch**. Konflikte bilden Unterschiede ab, die deutlich werden, wenn ein Paar sich differenziert. Idealerweise geht jeder der Partner/innen als klar abgegrenztes Selbst in Beziehung, zeigt sich, mutet sich zu und konfrontiert sich selbst und den anderen mit dem eigenen Wollen. Im Prozess der Differenzierung werden zwei zentrale Lebenskräfte ausbalanciert: das Bedürfnis sowohl nach Eigen-Sein als auch nach Verbunden- und Nah-Sein. Jede/r Partner/in kann somit verbunden sein und dem/der anderen zustimmen ohne das Gefühl zu haben, sich selbst zu verlieren, und auch eigen sein und widersprechen ohne sich vom Partner/der Partnerin distanzieren zu müssen.

Ausgehend von diesem Modell des differenzierten Selbst stellten wir Übungen vor, die einen konstruktiven Umgang mit Konflikten – sprich Unterschieden – ermöglichen. Ein Beispiel ist die

Übung **„Eine Schnittmenge finden“**. Dabei macht sich jede/r Partner/in den „innersten Kern seines Wollens“ klar und stellt dann dem anderen den Bereich des Problems dar, bzgl. dessen er Zugeständnisse zu machen bereit ist. Gemeinsam wird die Schnittmenge gesucht, in der beide sich vorstellen können Kompromisse einzugehen.

In einer weiteren Übung suchten die Teilnehmer/innen selbst nach ihren **Möglichkeiten, Konflikte zu eskalieren**. Eine solche paradoxe Intervention bietet sich auch im Beratungskontext an, da sie die eigene Beteiligung am Konflikt sichtbar macht und zudem eine humorvolle Komponente einbringt. „Gute Strategien“ zur Eskalation sind die – auch im Beitrag von Eva Wunderer erwähnten – „apokalyptischen Reiter“, ferner Du-Botschaften, Verallgemeinerungen und Bündnisse mit dritten.

Des Weiteren stellten wir **konstruktive Konfliktlösestrategien** dar, wie beispielsweise den sanften Auftakt im Konfliktgespräch, Selbstberuhigung und Stressmanagement sowie Rettungsversuche im Sinne von Strategien in Wort und Tat, um den Konflikt zu deeskalieren und „abzukühlen“. Dabei sind die individuellen **Denkmuster** von entscheidender Bedeutung, z.B. Attributionen und irrationale Kognitionen, wie sie ebenfalls im Beitrag von Eva Wunderer beschrieben sind.

Baustein 3: Beziehungspflege

Die Beziehung pflegen heißt zum einen, den anderen gut zu kennen und das eigene Wissen über den/die Partner/in, die **„Partner-Landkarte“**, wie John Gottman es nennt, immer wieder auf den aktuellen Stand zu bringen. Wir stellten eine konkrete Übung vor (welche auch in der Paar-Beratung durchgeführt werden kann), mittels derer sich die Partner/innen mit der Welt des jeweils anderen (wieder) vertraut machen können. Welche Träume, Wünsche, aber auch Schwierigkeiten hat mein/e Partner/in, welche Hobbys, Interessen, Vorlieben und Abneigungen?

Auch das Thema **Wertschätzung** wurde mit einer Übung vertieft: Beide Partner/innen sammeln mindestens drei Eigenschaften und Verhaltensweisen, die sie am anderen mögen und tauschen sich darüber aus. Der/die Berater/in muss darauf achten, dass die Aussagen des anderen positiv konnotiert und nicht abgewertet werden („Aber so hilfsbereit bin ich doch gar nicht...“ oder: „Und dass ich mich so um die

Kinder kümmerge, gefällt dir nicht?“). Auch eine zirkulärer Ansatz ist möglich: Was denke ich, was mein/e Partner/in an mir mag? Dies überlegten die Teilnehmer/innen des Seminars in einer kurzen Selbstreflexion.

Zur Beziehungspflege gehört weiterhin, **sich zu positiven Ereignissen und Erlebnissen zu verabreden** und diese fest in den Alltag einzuplanen. Dafür ist es hilfreich, sich über individuelle und gemeinsame Glücksmomente bewusst zu werden und diese entsprechend zu ermöglichen und wahrzunehmen. Das kann die Freude über einen schönen Sonnenaufgang sein, ein Lächeln nach einem anstrengenden Tag, eine Zärtlichkeit oder der gemeinsame Kauf eines Möbelstücks, das sich beide ohne Wenn und Aber in die Wohnung wünschen.

Und nicht zuletzt ist der (gemeinsame) **Umgang mit Stress** enorm wichtig für die Beziehungspflege (vgl. Beitrag von Eva Wunderer). Dies bedeutet natürlich auch in erster Linie die Fähigkeit sich selbst zu beruhigen, gerade in hochskalierenden Situationen.

Baustein 4: Präventionsprogramme

Da die Interessen und Präferenzen der Teilnehmer/innen auf den anderen Themen und Übungen lagen, wurde dieses Thema im Workshop nicht vertieft und lediglich ein Handout dazu ausgegeben, das wesentliche Grundlagen der Prävention und zwei ausgewählte Programme vorstellt, die mittlerweile auch in medienbasierten Versionen erhältlich sind: EPL Ein partnerschaftliches Lernprogramm von Franz Thurmaier, Joachim Engel u.a. sowie Paarlife von Guy Bodenmann u.a.

Für Präventionsmaßnahmen im Paarbeziehungsbereich sprechen grundsätzlich folgende Aspekte:

- Wesentliche Beziehungskompetenzen helfen nachweislich, Partnerschaften glücklich und stabil zu halten;
- Negative Interaktionsmuster sind oft bereits zu Beziehungsbeginn vorhanden und
- umso schwieriger zu ändern, je länger sie bestehen.
- Bei frisch verliebten und heiratswilligen Paaren besteht meist eine hohe Motivation;
- Paartherapien zeigen nicht bei allen Paaren Erfolg, Partnerschaftsstörungen und Scheidungen verursachen hohe psychische, gesundheitliche und auch volkswirtschaftliche Kosten;

- Präventionsprogramme sind wirksam, wenngleich es noch weiterer Forschung bedarf.

Literatur

- Bodenmann, G. & Kessler, M. (2011).
Präventionsprogramme für Paare - Methoden und Wirksamkeit. *Familiendynamik* 36 (4), S. 346–355.
- Clement, Ulrich (2004). *Systemische Sexualtherapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- El Hachimi, Mohammed & Stephan, Liane (2007). *Paartherapie - Bewegende Interventionen. Tools für Therapeuten und Berater*. Heidelberg: Carl Auer.
- Gottman, John M. (2002). *Die 7 Geheimnisse der glücklichen Ehe*. Berlin: Ullstein.
- Halford, W.K. & Hayes, S. (2012). Taking it to the Streets (and Information Super Highways). Using Technology to Enhance the Reach and Impact of Marriage and Relationship Education. In: P. Noller und G.C. Karantzas (Hrsg.): *Couples and family relationships*. Chichester: Wiley-Blackwell, S. 273–288.
- Heinrichs, N, Bodenmann, G. & Hahlweg, K. (2008): *Prävention bei Paaren und Familien*. Göttingen: Hogrefe.
- Hertlein, Katherine & Viers, Dawn (2011). *Therapie-Tools Paar- und Familientherapie*. Weinheim: Beltz.
- Schnarch, David (2011). *Intimität und Verlangen*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Wunderer, Eva & Schneewind, Klaus A. (2008). *Liebe, ein Leben lang? Was Paare zusammenhält*. München: dtv.

Autorinnen

Eva Rittel, Diplom-Psychologin, Systemische Paar- und Familientherapeutin (DGSF), Systemische Supervisorin (DGSF), tätig als Beraterin und Therapeutin in einer Krisen- und Lebensberatungsstelle sowie in eigener Praxis für Paar- und Familientherapie (SBS); Ausbildungs-Supervisorin im „Carole Gammer Institut für Systemische Therapie (CGIST)“, sbs@sexualberatungsstelle.de

Prof. Dr. Eva Wunderer, Diplompsychologin, Systemische Paar- und Familientherapeutin (DGSF), Hochschule für Angewandte Wissenschaften Landshut, Fakultät für Soziale Arbeit, eva.wunderer@haw-landshut.de.

Workshop 3:

Klärung und Beilegung von Konflikten in Familien

Prof. Dr. Montada

Konflikte können destruktiv ausgetragen werden, sie können auch Chancen für produktive Veränderungen sein, was in Mediationen angestrebt wird.

Konflikte resultieren aus verletzten normativen Erwartungen, die z.B. aus kulturellen Rollenmustern, aber auch aus vielen anderen Quellen stammen können. Bei der gegebenen Heterogenität normativer Überzeugungen, zumal in pluralistischen Gesellschaften sind Konflikte unvermeidbar.

Die Beilegung von Konflikten ist über Annäherungen unvereinbar erscheinender normativer Überzeugungen möglich. Voraussetzung hierfür ist, dass divergente normative Überzeugungen und

Ansprüche wechselseitig verstanden werden. Hierzu sind normative Diskurse hilfreich.

Eine Beilegung von Konflikten ist auch durch Relativierungen der subjektiven Wichtigkeit von Konflikten möglich, was durch verschiedene Transzendierungen des gegebenen Konflikts und verschieden-artige Perspektivenwechsel zu erreichen ist.

Die Beilegung eines aktuellen Konflikts und das „Aushandeln“ eines neuen Beziehungsverhältnisses ist nicht das einzige Ziel von Mediationen. Gute Konfliktmedationen sind eine Gelegenheit zu vielfältigen produktiven Entwicklungen, zu neuen Erkenntnissen und Kompetenzen. Die Erfahrung, dass Konflikte mit Gewinn für alle Beteiligten und für die gesamte Familie beizulegen sind, ist eine Ermutigung, Konflikte zu wagen mit dem Ziel, gemeinsam Probleme zu bewältigen.

Programm der LVkE-Fachtagung

„Familienkompetenzen stärken – Herausforderungen und hilfreiche Wege“

Für Erziehungshilfe ist das Thema „Familie“ von größter Bedeutung. Erziehungshilfe stellt familienfördernde, familienunterstützende, familienergänzende und wenn nötig auch familienersetzende Maßnahmen bereit und führt sie durch.

Erziehungshilfe hilft mit beim Schutzauftrag wie er im KJHG und verstärkt im Bundeskinderschutzgesetz (BKisSchG) festgeschrieben ist. In der Gesetzesbegründung zum BKisSchG heißt es: „Der Schutzauftrag wird vermittels eines breiten Spektrums von Hilfen zur Stärkung der Erziehungskompetenz der Eltern und zur Unterstützung bei der Wahrnehmung der Erziehungskompetenz der Eltern und zur Unterstützung bei der Wahrnehmung der Erziehungsverantwortung in schwierigen Erziehungssituationen ...“ durchgeführt.

Dienstag, 18.06.2013

Ab 10:00 Uhr Beginn mit Stehkafee

10:30 Uhr **Herbert Fröhlich**
Begrüßung und Einführung

11:00 Uhr **Prof. Dr. Klaus A. Schneewind**
Vortrag: „Die gefährdete Spezies Familie“ Gifte und Gegenmittel aus familienpsychologischer Sicht

12:00 Uhr **Prof. Dr. Eva Wunderer,**
Vortrag: „Liebe – ein Leben lang?“ Paarbeziehungskompetenzen im Überblick

13:00 Uhr *Mittagspause*

14:30 Uhr Workshops:
WS 1: „Freiheit in Grenzen“
Prof. Dr. Klaus A. Schneewind

WS 2: „Liebe – ein Leben lang! Programme und Übungen zur Stärkung von Paarbeziehungs-
kompetenzen“

Eva Rittel & Prof. Dr. Eva Wunderer

WS 3: „Klärung und Beilegung von Konflikte in Familien“

Prof. em. Dr. Leo Montada

17:00 Uhr Podiumsdiskussion mit Politiker/-innen und Referenten
Julika Sandt (FDP), Diana Stachowitz (SPD) und Joachim Unterländer (CSU).
18:30 Uhr *Ende*

Mittwoch, 03.03.2011

9:00 Uhr **Prof. Dr. Michael Borg-Laufs**
Vortrag: „Die Befriedigung psychischer Grundbedürfnisse in der Familie“
10:00 Uhr **Elisabeth Helming**
Vortrag: „... also ganz helfen können sie dir auch nicht aus dem Problem, aber man kann da-
rüber reden und schau'n, wie man das alles machen kann“ – Kompetenzanforderungen in Fa-
milienberatung“
11:00 Uhr *Pause*
11:15 Uhr **Prof. Dr. Hans Bertram**
Vortrag: „Zeit, Geld, Infrastruktur - Zur Zukunft der Familienpolitik“
12:15 Uhr **Herbert Fröhlich**
Zusammenfassung
12:30 Uhr *Ende der Tagung*

Erscheinungsort: 80336 München, Lessingstr. 1

Telefon 089/54497-149, Fax: 089/54497-187

e-mail: lvke.m.heckel@caritas-bayern.de

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Verantwortlich: Dr. M. Deuerlein

Geschäftsstelle des Landesverbands katholischer Einrichtungen
und Dienste der Erziehungshilfen in Bayern e.V. (LVkE)

Preis: jährl. 12,- Euro, Einzelheft 3,- Euro, zzgl. Porto-/Versandkosten

Konto: LIGA München 216 52 44, BLZ 750 903 00

Druck: Jugendwerk Birkenneck, Hallbergmoos